DIE
INSEL CAPRI

VON

F. GREGOROVIUS.

MIT

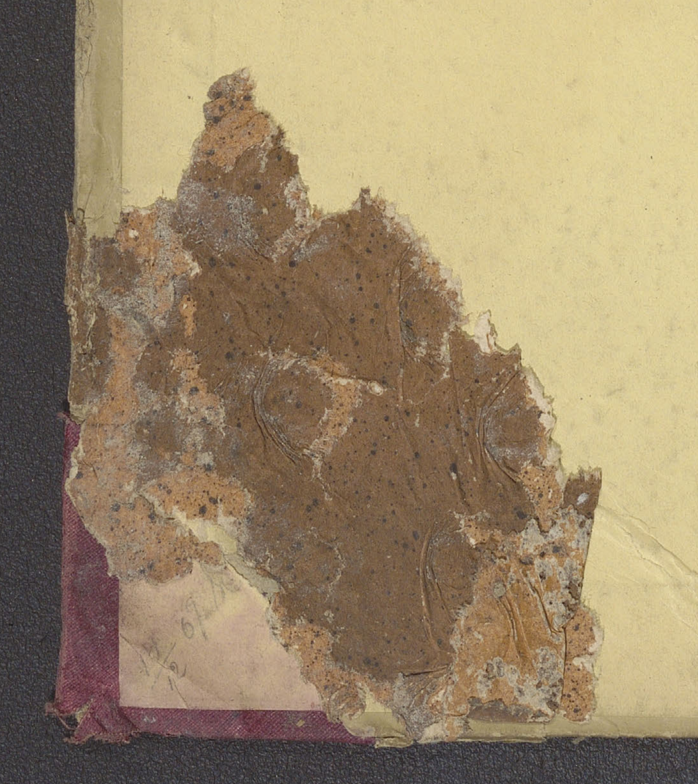
BILDERN UND SKIZZEN

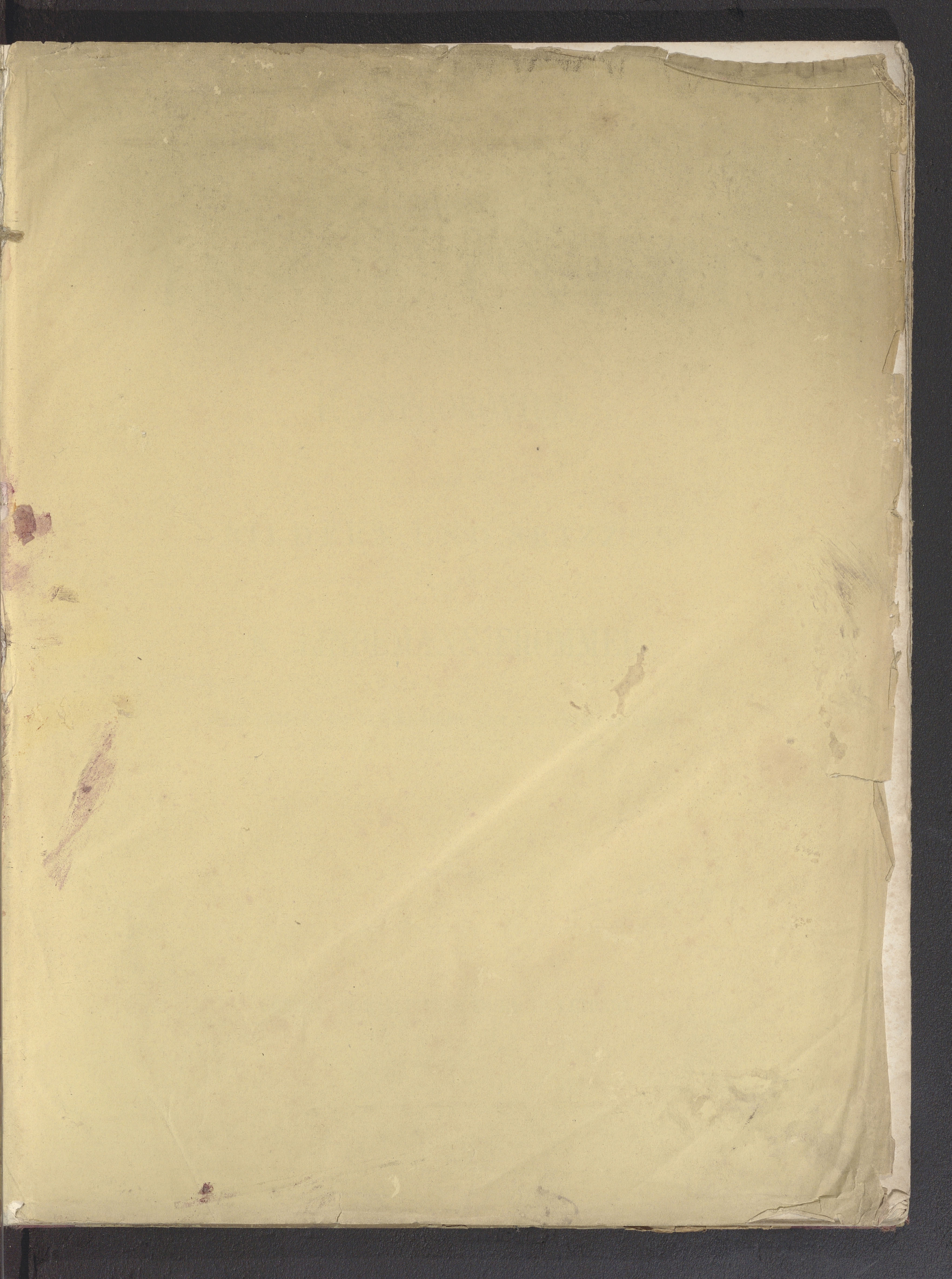
VON

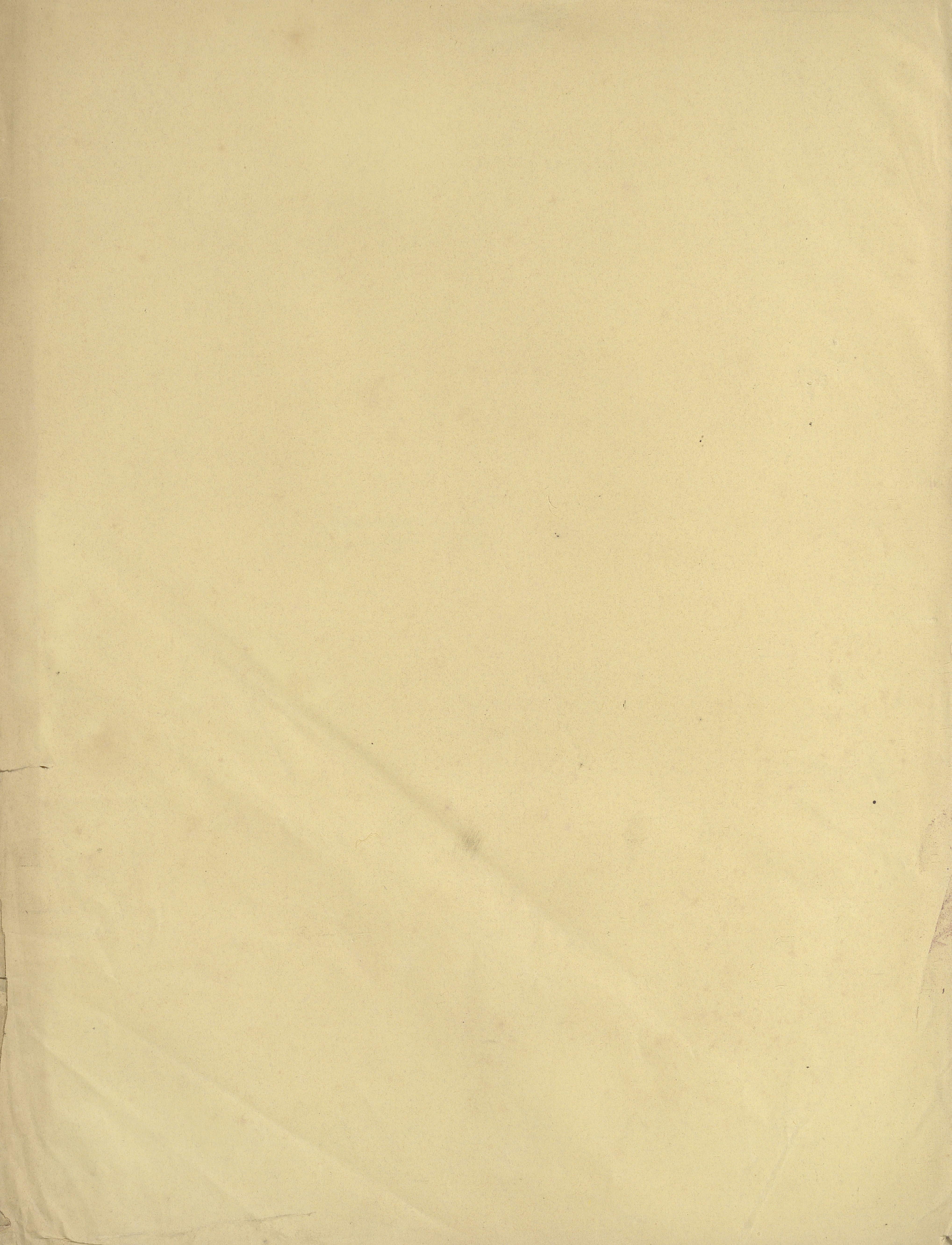
K. LINDEMANN-FROMMEL.

VERLAG VON ALPHONS DÜRR IN LEIPZIG.

1868.







DIE

INSEL CAPRI

VON

F. GREGOROVIUS.

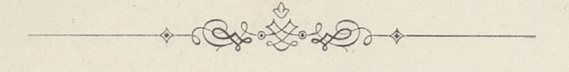
MIT

BILDERN UND SKIZZEN

VON

K. LINDEMANN-FROMMEL.

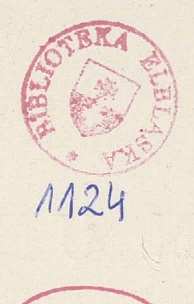
HOLZSCHNITTE AUS DEN XYLOGRAPHISCHEN ANSTALTEN VON R. BREND'AMOUR,
F. A. BROCKHAUS, GEBRÜDER DALZIEL UND G. FLEGEL.





VERLAG VON ALPHONS DÜRR IN LEIPZIG.

1868.


BIBLIOTEKA ELBLĄSKA


Stadt-
bücherei
Elbing



DIE INSEL CAPRI.


BIBLIOTECA

Die vorliegende Schilderung der Insel Capri wurde vor einer Reihe von Jahren geschrieben: sie wird manchem Leser aus dem ersten Bande der „Wanderjahre in Italien“ bekannt sein. Herr F. A. Brockhaus, deren Verleger, und der Verfasser gaben Herrn Alphons Dürr mit Freuden die gewünschte Einwilligung zu dem besondern Wiederabdruck jener capräischen Skizze in Form eines Albums, dessen Blätter Lindemann-Frommel gezeichnet hat. Seine Kunst wird dem sehr mangelhaften Worte zu Hülfe kommen, oder vielmehr, sie wird diesem Album willkommener Erinnerungen an die odysseische Märchenwelt Capri's den alleinigen Wert verleihen.

Rom, am 2. October 1867.

F. G.

Einen ganzen Sommermonat lebte ich auf dem Eiland Capri und genoss die Fülle zaubervoller Einsamkeit des Meers. Nun möchte ich auch diese märchenhaften Erscheinungen festhalten; aber ihre Schönheit, ihre Stille und Heimlichkeit ist mit Worten kaum zu sagen.

Jean Paul hat Capri mit einer Sphinx verglichen; mir kam die schöne Insel, wenn ich sie vom Festland betrachtete, wie ein antiker Sarkophag vor, dessen Seiten schlangenhaarige Eumeniden schmücken; obenauf aber liegt Tiberius. Und so reizte mich dies classisch geformte Eiland immerdar durch seine Gestalt, durch seine Einsamkeit, und die düstern Erinnerungen an jenen Kaiser Roms, welcher von der Welt, die ihm gehörte, nur diesen Fels als Eigentum erwählte.

An einem Sonntag, es war die heiterste Frühe, stiegen wir in Sorrento in die Barke und liessen uns nach Capri hinüberrudern. Das Meer war so still wie der Himmel, und Alles in weiter Ferne in träumerischem Duft verloren; aber Capri stand vor uns gross und ernst, klippenstarr und felszackengepanzert, in der melancholischen Wildheit seiner Berge und steilen Kalkwände von roter Farbe, fürchterlich und lieblich zu gleicher Zeit. Auf den Höhen braune Castelle, nun zerfallen; verlassene Strandschanzen mit einsamlichen Kanonenschlünden, die schon der wilde Ginsterstrauch lachend mit gelben Blumenästen überdeckt; Klippen, wüst und wild und schartig, in den Aeter hinaufgreifend, von Seefalken überflattert, vogelheimisch und sonngewohnt, wie Aeschylus sagen würde; Hölen tief unten, dämmervoll und märchenhaft; aber oben auf dem gebogenen Rücken des Eilandes ein heiteres Städtchen mit weissen gewölbten Häusern, mit hohen Mauern und

einer Kirchenkuppel; unten an der schmalen weisssandigen Marina der Hafen der Fischer und viele aufgereihte Barken.

Glocken läuteten und verhallten, da wir an die Küste fuhren; auf dem Ufer stand ein schmuckes Fischermädchen, ein Holzbänkchen haltend, welches sie gleich in die Wellen hineinschob, damit wir trockenen Fusses ans



An der Marina Grande.

Land kämen. Wie ich nun ans Ufer sprang, auf dies seltsame Capri, welches ich mir im Norden so oft vorgestellt hatte, fühlte ich mich gleich wie zu Hause; Alles sonnenduftig, still und verschwiegen; kaum ein Fischer zu sehen; nur ein paar badende Kinder an einer Klippe; ein paar Fischermädchen am Ufer; die Felsen ringsumher sonnig, ernst und still. In eine wilde und zauberische Einsiedelei war ich eingetreten. Und nun ging es von der

Marina gleich aufwärts auf einem steilen und mühsamen Pfade zwischen Gartenmauern nach dem Städtchen Capri. Es sind Oliven-, Wein- und Orangengärten in der Faltung der Felsen aufgegrünt, doch spärlich anzusehen, wenn das Auge durch die Ueberfülle campanischer Landschaft verwöhnt wurde. Auch die Bäume scheinen auf Capri Einsiedler.

Tritt man über eine hölzerne Brücke und durch das alte Tor in das Städtchen selbst, so umfängt das Gemüt das heiterste und originellste Bild



Das Stadttor.

von Frieden, Bedürfnisslosigkeit und Kindlichkeit. Denn dort sitzen über den steinernen Stufen der Kirche auf einem kleinen Platze Bürger in ihren Festkleidern und plaudern; hier spielen Kinder mit lärmender Fröhlichkeit, und der Platz selbst sieht aus, als hätten sie ihn im Spiel aufgebaut. Die Häuser sind klein, mit platten und oben gewölbten Dächern; fast über jedes schlängelt sich ein Rebenstock.

Durch enge Strassen, die niemals ein Wagen befuhr, geht man zur Locanda des Don Michele Pagano, vor welcher ein königlicher Palmbaum seine majestätische Krone erhebt. Auch hier glaubt man in die stillste Einsiedelei einzukehren, in eine Herberge für Pilger mit dem Stab und dem Muschelhut.

Kaum waren wir in unser Zimmer eingezogen, als uns ein murmelnder Gesang wieder auf die Gasse trieb. Es war Sonntag, und eine Procession durfte nicht fehlen. Aber wie bizarr und fremd war ihr Anblick. Sie gingen, Männer und Frauen, jene in weissen Kapuzen, diese in weissen Schleiern, hinter dem Kreuz. Um die Kapuzen hatten sie einen Kranz aus den Zweigen des dornigen Brombeerstrauchs gewunden, und auch der Strick auf der Schulter zeigte, dass es um Pönitenz zu thun war, denn die Procession galt der Traubenkrankheit. So zogen sie mit Gesang durch die Strassen, und so heidnisch sahen diese dornbekränzten Gestalten aus, dass es schien, es sei dies eine Procession von Bacchuspriestern und sie zögen rebenüberkränzt zu einem Tempel des Dionysos. Es trugen fast alle Männer diese Kränze und auch solche, welche nicht in der Kapuze der Brüderschaft gingen. Vor allen fiel mir der Kopf eines alten Invaliden mit silberweissem Haar und Barte auf, der unter dem Brombeerkranz ganz und gar wie ein Satyr aussah. Hinter den Männern, Frauen und Mädchen in langen Schleiern. Weil nun die Gassen so eng sind, dass nur zwei Menschen nebeneinander Raum haben, so waren sie, wenn die Procession sie durchschritt, von einer Wand bis zur andern erfüllt.

Das war mein Willkomm in Capri. Seitdem lebte ich dort die glücklichsten Tage, und weil ich nun kaum eine andere Stelle in der Welt so eifrig durchwandert und durchklettert habe, auf allen Höhen wie in allen zugänglichen Grotten der Tiefe, und weil mir Capri und sein Volk so überaus lieb geworden ist, so will ich es mit diesem kleinen Inselbilde machen wie dankbare Schiffer, die eine Votivtafel stiften und darunter schreiben: Votum fecit, gratiam recepit.

Die Insel hiess bei den Griechen und Römern Caprea oder Capreä. Man will den Namen aus dem Lateinischen erklären, wo er Ziegeninsel bedeutet. Andere leiten ihn aus dem Phönizischen ab, wonach Capraim Zweistadt heissen soll. Den Griechen galt die Insel als ein Sireneneiland, und noch heutzutage hat eine Stelle am Ufer den Namen La Sirena beibehalten. Doch liegen die Sireneninseln des Homer, wie man es einmal angenommen hat, Capri gegenüber an der amalfitanischen Seite des Caps der Minerva, und dieses selbst, heute Capo di Campanella genannt, wird auch für die Insel der Circe gehalten. Ringsum also ist fabelhaftes, odysseisches Land,

die wogenschöne Heimat der Sirenen, deren Gesang den Schiffer hier berückte, wenn er aus dem Golf von Posidonia an diesen schroffen Inselklippen vorüberfuhr.

Man weiss nicht, wann Capri seine ersten Bewohner erhielt. Vielleicht waren es oscische Nachbarn vom Festland, die sich hier zuerst niederliessen. Dass sich auch Phönizier dort ansiedelten, nimmt man allgemein an, und ihnen schreibt man die Gründung der beiden Städte zu, denn es lehrt die von Natur in eine niedere und höhere Hälfte geteilte Insel, dass sie schon vor Zeiten zwei Orte hatte; Strabo sagt: «Capri hatte vor Alters zwei kleine Städte, nachher nur eine.»

Später kamen Griechen in das schöne Wasserbecken Neapels, den Krater, wie ihn die alten Geographen nennen, und liessen sich an den Küsten und auf den Inseln nieder. Nach Capri aber zogen die Teleboer, taphische Männer akarnanischen Stamms, wie Tacitus und Virgil es selbst sagen. Der erste griechische Herrscher der Insel wird Telone genannt.

In jener Periode, etwa im achten Jahrhundert vor Christi Geburt, siedelten sich Griechen an beiden Golfen von Posidonia und von Neapel an; sie erbauten Cumä und Neapolis, und bemächtigten sich der Inseln dieses herrlichen Meers. Dem höchstgelegenen Ort in Capri gaben sie den noch heute bestehenden Namen Ana-Capri, oder die Oberstadt Capri. Horcht man nun in die Sprache der heutigen Capresen, so möchte man manchen griechischen Laut hören, und blickt man in ihre Gesichter, namentlich in diese kleinstirnigen, edelgeschnittenen und braunen Antlitze der Weiber, so möchte man hellenische Züge darin erkennen, ein Wahn, der durch die kunstlos ideale Tracht des tief geknoteten Haars, und durch die reizende Umfaltung des Mucadore oder Kopftuchs noch verstärkt wird. Aber die Griechen, obwol auch noch in nachrömischer Zeit Herren des Eilandes, sind doch gar ferne Ahnen dieses Inselvolks, in dessen Adern sich das Blut mischte wie in denen der Neapolitaner selbst. Indess Hellenen waren die Ahnen dieses Volks, dessen Milde und Grazie nun den Fremden fesselt, den nackten Fels zu einer lieblichen Idylle macht, und selbst den fürchterlichen Dämon Tiberius beschwichtigt.

In jener Zeit bauten die Hellenen Tempel auf Capri, von denen keine Spur blieb; man sagt, dass die Jugend der Insel in griechischen Kampfspielen, welche sie in der Palästra übte, ausserordentlich geschickt war. Selbst Augustus erfreute sich an den gymnastischen Spielen der Jünglinge, denn zu seiner Zeit war die Insel noch hellenischen Wesens. Sie gehörte damals der griechischen Stadt Neapolis. Augustus verliebte sich in Capri. Er trat den Neapolitanern das blühende Eiland Ischia ab und tauschte dafür den classisch geformten Felsen ein. Als er nämlich einst am Strande des Eilands aus dem Schiffe stieg, brachten ihm höfische Schmeichler als gute Vorbedeutung die Nachricht, dass eine altersdürre Steineiche plötzlich frisch zu grünen begonnen habe. Dies erfreute den Kaiser so hoch, dass er jenen Tausch beschloss.

Augustus kam, die heilsamen Lüfte Campaniens zu atmen, da seine Gesundheit durch Alter geschwächt worden war. Die balsamische Luft der kühlen Insel, die seltene Schönheit der Felsformen wie der griechische Charakter des Volks behagten ihm; er baute sich in Capri eine Villa und Gärten. Dieses Landhaus stand nach der Annahme der Altertumsforscher auf der Stelle, wo heute die mächtigen Trümmer der Villa di Giove liegen, welche das Volk vorzugsweise Villa des Tiber benennt. Der Ort ist entzückend, der höchste Punkt des östlichen Ufers, von wo der Blick über beide Golfe und in das schrankenlose sicilische Meer hinüberschweift. Aber das Andenken August's ist auf der Insel in den schrecklichen Erinnerungen an Tiberius untergegangen, und so weiss man nicht mehr, wie viel und was er dort baute, auch nicht, wie oft er dort gewesen sei.

Ohne Zweifel waren es seine letzten Lebensjahre, in denen er das Eiland besuchte. Kurz vor seinem Tode brachte er in Gesellschaft des Tiberius und des Sterndeuters Thrasyll vier Tage auf Capri zu, wie Sueton erzählt, ganz hingegeben der Muse und aller Heiterkeit. «Als er zufällig dem Golf von Puteoli vorbeifuhr, war ein alexandrinisches Schiff gelandet; dessen Reisende und Mannschaft legten weisse Gewänder an und bekränzten sich; sie opferten Weihrauch, erhoben sein Lob und wünschten ihm Heil, denn von ihm hätten sie Leben, Schiffahrt, Freiheit und Glücksgüter. Das erfreute ihn so sehr, dass er unter seine Begleiter 400 Goldstücke verteilen und sie sich verpflichten liess, dass Keiner solches Geld zu andern Dingen verwenden wolle, als

von den Alexandrinern Waaren zu kaufen. Aber auch an allen übrigen Tagen verteilte er unter andern Geschenken Togen und Pallien, und befahl, dass die Römer griechisch und die Griechen römisch sich kleiden und sprechen sollten. Beständig sah er den Uebungen der Epheben zu, von denen noch aus dem alten Institut eine Anzahl übrig geblieben war. Er gab ihnen in seiner Gegenwart einen Schmaus und die Freiheit, Nachtisch und zugeworfene Geschenke scherzend sich aus den Händen zu reissen. Ein Capri nahe gelegenes Eiland nannte er Apragopolis wegen des Nichtsthuns Derer, die aus seinem Gefolge sich dahin entfernten. Einen von seinen Lieblingen, Masgaba, pflegte er, gleich als wäre er der Gründer des Eilands, Ktistes zu nennen; als er nun von der Tafel aus das Grab dieses Masgaba, welcher ein Jahr zuvor gestorben war, von einem grossen Schwarm mit vielen Lichtern besucht sah, sprach er den improvisirten (griechischen) Vers:

‚Des Gründers Grab, im Brande seh' ich es.'

Er wandte sich dabei an Thrasyll, den Begleiter des Tiberius, der ihm gegenüberlag, und fragte ihn, von welchem Dichter er wol glaube, dass der Vers sei. Als der nun stockte, setzte er sofort einen zweiten hinzu:

‚Schaust du den Masgaba mit Fackelschein geehrt?'

Auch um diesen Vers fragte er. Jener antwortete nur, die Verse, von wem sie auch seien, wären vortrefflich. Augustus aber brach in ein Gelächter aus und strömte von Scherzen über.»

Bald darauf fuhr er nach Neapel, um dann in Nola zu sterben. Dies ist, was Sueton von dem letzten Aufenthalt des Kaisers in Capri erzählt. So wenig es ist, so viel ist es doch wert, dies heitere Bild des greisen Augustus, welcher mit den Bewohnern des Eilands fröhlichen Scherz treibt. Und doppelt anziehend wird diese menschliche Erscheinung durch den Gegensatz zu Tiberius. Denn nun folgt: der greise Tiberius auf Capri.

Das kleine Eiland war elf Jahre lang Rom und Mittelpunkt der Welt. Die Zeit war grau und greisen geworden wie der Eremit dieser Felsenklippe, die Weltgeschichte selbst nur ein düsterer Monolog des Mannes mit dem Medusenhaupt.

Wenn ich nun hier auf den Ruinen der Villa des Zeus sitze und über den stralenden Golf blicke, so ist es mir, als wäre der rauchende Vesuv dort ein Tiberius der Natur, und ich glaube, oft sass hier Tiber in sich versunken, blickte zum Vesuv hinüber und weidete sich in diabolischer Skepsis an seinem Ebenbilde, dem Dämon der Zerstörung. Ja, schaut man den Vulkan und wieder jenes elysische Campanien zu seinen Füssen und dieses lichtausatmende, gastliche Meer, so erscheint der einzelne Berg, welcher über all das selige Land schrecklich herrschend hinüberragt, ein Symbol der Menschengeschichte selbst, und dies ganze grosse Theater Neapels das tiefsinnigste Gedicht der Natur zu sein. So düster, tückisch und einsam, wie dort der Vulkan über dem Paradies zu seinen Füssen, ragte einst der Eremit von Capri über der schönen Welt, die er beherrschte. Es kocht dem einen Mann die ungeheuere Seele, und wenn sie von Vernichtungswut überschwillt, speit er aus Todesurteile, Städteverwüstung, Flucht und Exil, und begräbt er die Welt in tiefe Finsterniss.

Die Erinnerung an ihn lebt noch im Volk. Nicht Jahrtausende verwischen sie, denn das Fürchterliche dauert im Gedächtniss länger als das Gute. Sie nennen ihn hier Timberio, und nennen Capri Crap; und wo man auf dem Eilande gehen mag, überall sieht man die Tigerspuren des Tiberius. Selbst den ausgezeichneten Wein auf Capri nennt man hier «Tränen des Tiberius», wie jener vom Vesuv «Tränen Christi» heisst. Köstlich hoch, so glaube ich, muss im Preise der Natur die Träne stehen, die ein Mensch wie Tiberius geweint hat.

Ich begegne hier einem seltsamen Volksglauben, der mich nicht wenig überrascht hat. Das Volk behauptet nämlich, dass tief in dem Berge, worauf die Trümmer der Tiberius-Villa liegen, Tiber auf einem kolossalen bronzenen Rosse sitze, er selbst eine Gestalt von Bronze mit brillantenen Augen, und auch sein riesiges Ross habe Augen von Demant. Ein Jüngling, der in einen Bergspalt gekrochen, habe ihn gesehen, aber die Spur des Orts wieder verloren. Ich hörte diese Sage aus dem Munde des alten Franciscaners, der als Eremit auf der Villa einsiedelt, und ich fand sie auch in dem Buche Mangone's über Capri. Sie erinnert an den Kaiser Rotbart im Kyffhäuser; aber schwerlich wird das Volk die Wiederkehr des Tiberius ins Leben wünschen.

Er kam auf die Insel im Jahr 26 nach Christi Geburt und lebte hier elf lange Jahre, bis er während kurzer Abwesenheit am Berg Misen erstickt ward. Er hatte das Eiland zu einem Lusthain der Venus und einem Olymp aller Götter prachtvoll umgestaltet. Seine zwölf den Obergöttern geweihten Villen nebst andern herrlichen Gebäuden müssen der Insel in Verbindung mit den grandiosesten Felsen ein zauberhaft schönes Ansehn gegeben haben. Heute ist sie mit ihren Trümmern überstreut, und viel birgt noch die Erde unter den Weingärten. Hol und gespenstisch gähnen nun die Bogen und Untergewölbe der Lustschlösser aus dem Schutt auf den Hügeln, wie durcheinander geworfene Reste eines wüsten ausgeschalten Fests, grauenvoll zu betrachten, indem sie die Phantasie mit hässlichen und lüsternen, mit bizarren und reizenden Gestalten bestürmen.

Als der Schreckliche todt war, blieb das schöne Theater seiner Lüste verödet; die Pracht von Capri verfiel. Das Volk erzählt, dass Römer auf die Insel kamen und ihre Gebäude niederrissen. Zwar weiss die Geschichte nichts davon, aber sie sagt auch nicht, dass die Nachfolger Tiber's Capri besuchten. Caligula war noch mit ihm auf der Insel gewesen, hatte hier zum ersten mal den Bart abgelegt und die Toga genommen, und sich in der Schule seines Oheims gebildet. Auch der Schwelger Vitellius lebte als Jüngling in Capri. Später duldeten zur Zeit des Commodus Crispina, sein Weib, und seine Schwester Lucilla eine trauervolle Verbannung auf diesem Eiland, wie Dio Cassius es erzählt und ein im vorigen Jahrhundert auf Capri gefundenes Relief es bestätigt, welches beide Fürstinnen in der Gestalt schutzflehender Trauer darstellt.

Später teilte die Insel das Loos der naheliegenden Küstenländer. Sie geriet nach dem Falle Roms in Besitz erst der Barbaren, dann der Griechen, wie Neapel selbst. Sie wurde Eigentum des griechischen Herzogs von Neapel, und fiel im neunten Jahrhundert an die damals blühende Republik Amalfi, welche sie als Geschenk vom Kaiser Ludwig erhielt.

Mit dem Beginn der normannischen Herrschaft in Süditalien kam Capri an den tapfern Roger von Sicilien, der die Insel den Amalfitanern entriss, und so wurde sie nach der Reihe von den Normannen, den Hohenstaufen, Anjous und Aragoniern besetzt und durch Capitäne regiert. Im Jahr 1806

entrissen sie die Engländer den Neapolitanern im Namen des Königs Ferdinand von Sicilien, befestigten sie und gaben ihr zum Commandanten jenen Hudson Lowe, welcher später als Kerkermeister von Sanct Helena unsterblich werden sollte. Fast drei Jahre behaupteten sie Capri, bis die Muratisten durch einen kühnen Handstreich sich des Eilandes bemächtigten. Es war der Geschichtschreiber Coletta, damals Ingenieur unter Murat, welcher Capri auskundschaftete und die Stelle bezeichnete, wo das Felsenufer könne erstiegen werden. Am 4. Oct. 1808 wurde die Insel nach heftigem Kampf erobert, Hudson Lowe aber als Gefangener nach Neapel abgeführt.

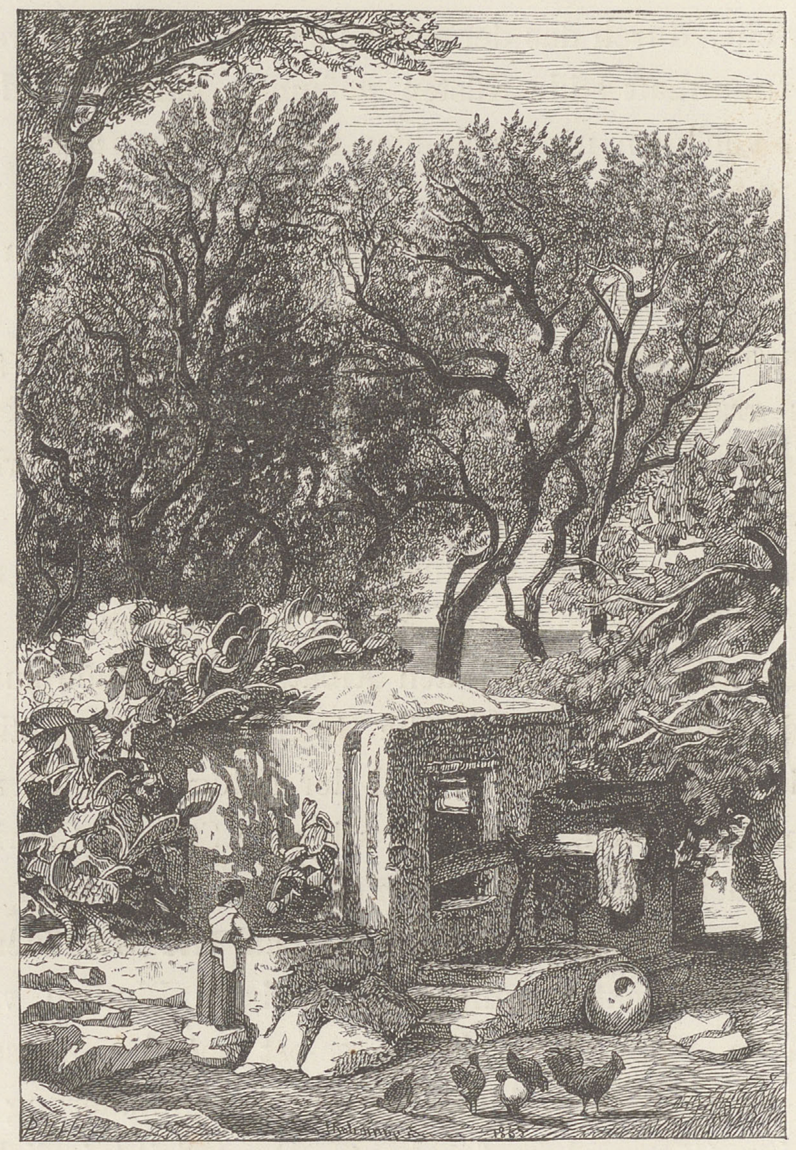
Diese Nachrichten mögen hinreichen, uns über die historischen Schicksale Capris aufzuklären. Eindrucklos, bis auf die letzten Ereignisse, sind sie am Erinnern des Volks vorübergegangen. Es lebt hier allein das Gedächtniss an den grausamen Timberio, und oft war es mir wundersam, den fürchterlichsten Namen der Geschichte aus dem Munde spielender Kinder zu hören. Aller Orten hört man ihn, weil er mit dem Local verwachsen ist. Das Leben dieses einen Mannes hat das Eiland ganz durchdrungen und zu dem Ernst seiner Natur noch den tragischen Hauch der Geschichte gesellt. Dies gibt Capri den Reiz des Schauerlichen für Den, welcher für wilde und dunkle Scenen in der Natur und Geschichte empfänglich ist. Es liegt hier Fürchterliches und Liebliches in einem seltsamen Contrast. Das lachende grüne Tal stösst hart an schroffe Felsenwände, welche das heitere Pflanzenleben zerreissen und nackt und gigantisch in die Wolken ragen; und wiederum findet das tägliche Bild einfacher Naturmenschen, welche Armut und Frömmigkeit verschönt und die Arbeit veredelt, seinen grellsten Gegensatz an der immer sich aufdrängenden Vorstellung des Tiberius, des Menschen der absoluten Unnatur und der diabolischen Verruchtheit.

Der Charakter des Widerspruchs und die wunderbare Weise, in welcher die Natur hier Entgegengesetztes zu einem plastischen Ganzen verbunden hat, ist es hauptsächlich, was hier mein Erstaunen erregt. Es gibt hier so viel wüstes Gestein, dass es auf grössern Flächen den Eindruck trostloser Oede hervorbringen würde; auf Capri aber ist es anders. Die Natur wehrt hier überall dem Wüsten durch Linie und Form, dem Todten durch die Wärme der Farbe, dem Dürren durch das verstreute Grün und den Schmuck der Blumengewinde, und so bildet sie alle Eigenheiten von Oede, Felsgetrümmer,

Schroffheit, Einförmigkeit und Nacktheit im Kleinen und Engen zusammen und stellt ein bezauberndes Gemälde dar, in welchem das Grosse gross und das Fürchterliche fürchterlich bleibt, und doch zu gleicher Zeit von der Macht der Form graziös bezwungen ist. Das Gemüt fühlt sich hier heiter, das Gewaltige wird zum Friedlichen, die Oede zum traulich Einsiedlerischen gemildert. Berge, Klippen und Täler umfangen den Sinn mit heimlichem Zauber; sie klausen ihn wie in ein Gitter ein, durch das der schönste Golf der Erde hereinscheint, welchen wiederum traumhaft stille Küsten gefangen halten, und so ist es ein magischer Ring, von dem man sich hier umschlossen fühlt.

Die Aehnlichkeit der Natur Capris mit der von Sicilien ist auffallend. Sie ist wahrlich eine Vorstudie Siciliens, nicht allein wegen der Dürre des Bodens, sondern auch durch die glühendrote Farbe des Kalkgesteins, durch die phantastisch-grandiose Form der Klippen, und selbst wegen des Pflanzenwuchses. Die Vegetation ist hier ganz südlich, aber sie ist spärlich. Zwischen dem roten Gestein, wie in die Falten der Berge hineingesät, wächst all das balsamische Kraut der südlichsten Inseln Europas, die Luft mit Wolgeruch durchwürzend. Dort findet man die Myrte, den Citisus, die Raute und den Rosmarin, den Mastixstrauch und den Albatro, die schönblumigen Heiden; Brombeeren und Epheuranken, wie die Gewinde der Clematis umschlingen Trümmer und Klippen anmutsvoll, und der goldgelbe Ginster hängt in vollen Büschen um alle Höhen. Aber der schönste Strauch Capris, welcher zufällig den Namen der Insel trägt, ist nicht das Caprifolium oder Geisblatt, sondern der Capernstrauch; er hängt sich an alle Gemäuer und an alle Felsenwände und schmückt sie mit seinen weissen Blumen voll langer lilafarbiger Staubfäden. Um die Abhänge selbst hat der Mensch mit grosser Mühe Terrassen angelegt und, indem er durch Aufmauerung kleine Ebenen abgewonnen, seine Gärten darauf gebaut. Da gedeiht jegliche Frucht und jeglicher Baum Campaniens. Reichlich wachsen die Eichen, die Maulbeerbäume in grosser Zahl; stark, vielästig und fruchtgesegnet der Oelbaum; sparsam die Cypresse und die Pinie; gross und mächtig der Johannisbrotbaum; überaus fruchtreich und in Menge die Feige; häufig der Mandelbaum; kärglicher die Kastanie und der Nussbaum, aber reichlich die Orange und die Citrone, die man in den Gärten in erstaunlicher Dicke und Pracht findet, und deren Früchte oft die Grösse eines Kindeskopfs erreichen. Die Rebe wächst nicht in der bacchantischen Ueppigkeit Campaniens, aber schwer und

reich an Trauben, deren köstlichen und berühmten Feuerwein die Sonnenglut gekocht hat. Was nun den Insellandschaften ganz und gar den Charakter Siciliens verleiht, ist die grosse Fülle von Cactusfeigen. Ihre bizarren, afrikanischen Formen stimmen wol zu der Dürre der Felsen und der tropischen Glut ihrer Farbe.



Eine Weinkelter.

Wie nun die Natur, in Formen und Farben ganz harmonisch, dies märchenhafte Eiland zusammengedichtet hat, scheint sie auch den Menschen gezwungen zu haben, in diesem phantastisch-idyllischen Charakter zu bauen. Das Städtchen Capri, welches sich in einer Linie auf dem Bergsattel zwischen den Hügeln San Michele und Castello aufreiht, ist sehr originell. Die Häuser, klein und weiss, haben ein plattes Dach, das sich in der Mitte aufwölbt; auf ihm stehen Blumen, und dort sitzt man in der Abendkühle und blickt

in das rosenfarbene Meer und die weite Welt. Alle Zimmer sind gewölbt, wie die Unterbauten der Villen aus der Zeit des Tiber. Das Haus umläuft entweder eine Terrasse, oder es öffnet sich zu einer gewölbten Veranda, welche sehr freundlich aussieht, da sie in der Regel eine Weinrebe umrankt und die schönsten Blumen, blaue Hortensien, purpurrote Nelken und rosenfarbiger Oleander sie überreich verzieren. Stösst das Haus an den Garten, so befindet sich vor der Thüre die Pergola oder die Weinlaube. Sie ist der schönste Schmuck der Inselwohnungen; denn weil sie aus einer Doppelreihe von gemauerten und weissgetünchten Säulen besteht, welche das Weinreben-



Villa Fischetti.

dach tragen, so gibt diese Menge von Säulen auch dem ärmlichsten Hause einen Anstrich von Festlichkeit, seiner Architektur aber etwas Antikes und Ideelles. Diese von der Rebe umschlungenen Säulenreihen sehen oft aus wie Arcaden eines Tempels; sie erinnern mich an die Säulen der Häuser von Pompeji. Hie und da steht in den Gärten eine Palme; die herrlichste erhebt sich im Garten des Gastwirts Pagano, dessen Haus unter den übrigen Capris der Palast zu nennen ist.

Auch ausserhalb der kleinen Stadt wohnen Weinbauern zerstreut in ihren Masserien, um die Höhen oder an den Füssen der Felsen, ganz einge-

sponnen in Rebenlaub und in Oleanderblüten. Ein jedes dieser Landhäuser scheint das Asyl der Glückseligkeit und des einsiedlerischen Friedens.

Die Capresen, etwa 2000 an Zahl, sind das friedseligste Volk der Welt, mild von Sitten, graziös und aufgeweckt, bitter arm und emsig thätig. Sie sind Acker- und Weinbauern oder Fischer, und nur diese besitzen im Allgemeinen ein Eigentum, ihre Barke und den Fisch, den sie fangen. Die Andern sind in der Regel nur Pächter, weil die meisten Masserien Neapolitanern gehören. Der Pächter zahlt jährlich 80—120 neapolitanische Dukaten Zins, die er sammt seinem Unterhalt aus dem Wein, dem Oel und den Früchten erziehen muss. Schlägt die Weinlese fehl, wie nun schon seit drei Jahren, so muss der Pächter verarmen, und es ist wahrlich ein Jammer, diese von der Traubenseuche verödeten Weinberge zu sehen und die Klagen der armen Weinbauern anzuhören. Ich fand Frauen, welche mir jammernd sagten, dass sie all ihren Halsschmuck, Ringe und Ohrgehänge verkauft hätten, und dies ist das Zeichen sehr grosser Not, denn nur äusserste Verzweiflung entreisst dem Weibe den Goldschmuck. Sie tragen ihn hier beständig, sodass es ein auffallender Widerspruch ist, ein Mädchen elende Lastarbeit verrichten zu sehen, welches lange Ohrgehänge von Gold und auf der Brust ein goldenes Herz trägt. Das ist ihr Kleinod, oft ihr einziges Vermögen, aber der Schmuck ist weder vom stärksten noch vom feinsten Golde.

Die Viehzucht Capris ist gering, doch werden jährlich mehr als 200 Stück nach dem Festland ausgeführt, und auch der Käse der Insel lässt sich rühmen. Im Herbst und im Frühjahr nährt die Inselbewohner die Vogeljagd. Es kommen dann Schwärme von Zugvögeln, aus dem Norden rückkehrend oder vom Süden nach dem Norden wandernd, hauptsächlich Wachteln. Die armen Vögel ruhen auf dem ungastlichen Felsen von ihrer Reise aus, und werden dann in Scharen erschlagen, ergriffen oder in Schlingen gefangen. Die Insel hat sonst keine Jagd und kein jagdbares vierfüssiges Thier, weder Fuchs noch Marder, nur eine grosse Menge von Kaninchen, welche Nachts aus den Felsenritzen hervorhüpfen und in die Felder laufen, von der Armut des Landbauern ihr ärmlich Teil zu rauben.

Den dauernden Erwerb sichert den Capresen das Meer. Der Fischer fängt hier Fische jeder Art, auch den Thunfisch und den Schwertfisch, die

schöne Murena, vor allen die Sardine und den Calamajo oder Tintenfisch. Dieser wird besonders Nachts gefangen. Die Fischer fahren mit der Dunkelheit in See und locken den Fisch durch den Schein einer Fackel an die Oberfläche; das gräuliche, polypenartige Thier krallt sich dann in die vielen Nadeln eines rückwärts widerstachelnden Stäbchens und wird so heraufgezogen. Der Fischer liegt die ganze Nacht auf See, er kehrt erst mit der Sonne wieder; dann geht es an das Trocknen der Netze und an das Flicken der Maschen, dann schläft er ein paar Stunden, dann macht er sich frisch wieder zum Fange auf. Es ist ein armseliges und mühevolles Leben, das Meer oft trügerisch, und oft nicht ein paar Carlin wert, was eine ganze Fischergesellschaft im Netze findet.

Das emsige Leben an der Marina grande, dem einzigen Hafen der Insel, wo eine Reihe von Häusern steht, gewährt zu allen Zeiten grossen Reiz. Die Fischer sind kräftige, oft schöne herculische Männer, muskulös und dunkelbraun, energische Gesichter und kühn aussehend unter der phrygischen Mütze. Ist das Meer bewegt, so erfreut man sich an ihrer wilden Thätigkeit, wenn sie die Barken durch die Brandung auf den Strand ziehen. Derselbe ist kurz und vor dem Wogenschlag nicht sicher, auch gibt er nicht Raum genug. Deshalb haben die Barken ihre gemauerten Schuppen, in welche sie beim Sturm hineingezogen werden. Es gibt etwa hundert Barken auf diesem Strand und drei grosse, welche den Verkehr zwischen der Insel und Neapel vermitteln. Schiffen ist das hafenlose Ufer unzugänglich. Jeden Dienstag und Freitag kehren die Verkehrsbarken aus Neapel zurück, wohin sie Tags zuvor abgegangen waren. Dann gibt es das bunteste Leben auf dem Strande, weil auch die Mädchen und Frauen von Ana-Capri die grosse Felsenstiege herabkommen, um in Empfang zu nehmen, was die Barke für sie gebracht hat. Ist das Meer bewegt, so springen, ehe das Boot landet, die jüngsten Fischer in die Wellen; sie stürzen sich kopfüber in das Wasser wie Taucherenten; die in der Barke werfen ihnen Taue und Ruder zu; es vermindert sich die Last des Schiffs, da Einer nach dem Andern über Bord springt. Jene zu Land ziehen das Fahrzeug mit lautem Geschrei am Tau; die Stimme des Barkenpatrons übertönt das Rauschen der Brandung und das wilde Rufen aller dieser zu fieberhafter Thätigkeit aufgeregten Menschen. Am Strand harren die Weiber auf das Mitgebrachte; es sind Artikel für das Leben, Gemüse, Melonen, Zwieback, oder Kleidung und sonstiger Haus-

bedarf. Auch manch bebändertes Blumensträusschen von Napoli wird mitgebracht, und manche neu gedruckte Canzone vom Quai Santa Lucia. Der Fremdling setzt sich auf eine der Klippentrümmer am Ufer und erbricht den Brief, der für ihn aus derselben Barke ausgeschifft wurde.

Fast alle Barken der Marina gehören Fischern von Capri, nur wenige auch Leuten von droben in Ana-Capri. Die Natur hat dieses zweite Städtchen der Insel vom Meer abgesperrt. Denn es liegt hoch oben auf der höchsten Hälfte des Eilands unter dem Gipfel des Solaro. Dagegen gehen viele rüstige junge Männer Ana-Capris und mehr als von Capri in die Fremde auf den Korallenfang. Jährlich verlassen ihre Heimat etwa 200. Für Rechnung der Korallenhändler in Torre del Greco wagen sie sich in ihren Barken in die Meerenge von Bonifazio und an die Küsten Afrikas. Sie gehen im März und kommen im October wieder; dann finden sie, was seitdem das Schicksal in ihrer kleinen Welt zur Freude oder zum Leide gereift hat, Treue und Untreue, neues Leben und jungen Tod. Wenn sie hundert Ducaten gewonnen haben, heiraten sie ihren Schatz. Denn in Capri gelten 100 Ducati als Erforderniss zum Heiraten. Mir erzählte ein Maler, dass er mit seinem Jungen, der ihm die Staffelei nachträgt, folgendes Gespräch gehabt habe. Der Junge: Herr, habt Ihr eine Frau? Der Maler: Nein. Der Junge: Habt Ihr denn nicht 100 Ducati? Der Maler: Ja, ich habe 100 Ducaten. Der Junge (höchlichst erstaunt): Wie, Herr, Ihr habt 100 Ducati und heiratet nicht? — Lebhaft wurde ich eines Tags an jene heimatlosen Korallenfischer erinnert, als mir auf der Stiege von Ana-Capri ein junges Mädchen einige arabische Münzen anbot. Ihr Bruder hatte sie ihr verwichenes Jahr mitgebracht als Geschenk von den „Heiden“. Ich kaufte sie mir zum Andenken und als Zauberpfennige, die eine sehr mysteriöse Geschichte haben.

Auch an den Strand von Capri treiben viel Korallenstücke. Die kleinen Fischerkinder und die jungen Mädchen sammeln sie; sie flechten ganz kleine Körbe von Stroh und thun in sie hinein rote Korallenstücke, Seepferdchen und Meersterne und kleine bunte Muscheln, und wenn du am Strand entlang gehst, vertreten sie dir den Weg und bieten dir das zierlichste Körbchen mit lachenden Augen zum Kauf an, sodass du es wol kaufen wirst.

Ja, Alles ist hier graziös, lieblich und klein, und gar reizend die Beschäftigung der Mädchen in den kleinen Häusern, wo sie die schöne goldgelbe Seide aufhaspeln oder abspinnen und die bunten Bänder weben. Die Industrie der Frauen besteht hier in etwas Seidencultur, hauptsächlich im Weben von Band, sowol droben in Ana-Capri als drunten. Viele Webestüle sind dort thätig. Die Mädchen sitzen dabei von Sonnenaufgang bis zur Nacht. Die Baumwolle oder die Seide liefert ihnen der Kaufmann von Neapel, der ihre Arbeit dürftig bezahlt. Sie weben Band in allen Farben. Der stillen Homerischen Geschäftigkeit bei so reizend frauenhaftem Thun,



Ein Haus auf Capri.

in den kleinen gewölbten Gemächern oder auf den Terrassen, unter den blühenden Blumen und bei dem beständigen Anblick des Meers sieht man gern zu; es hat wahrlich etwas Märchenhaftes, und mit diesen kleinen schwarzlockigen Circen plaudert es sich angenehm genug.

Es gibt in Capri ein einsames Haus auf einem Hügel, darin sitzen vier Mädchen schwesterlich beisammen und weben rastlos Seide und Stroh zusammen zu Damenhüten. Diese vier Mädchen sind die Elite der jungfräulichen Welt von Capri, ihr Stübchen ist der Gesellschaftssalon der Insel. Fremde führen sich dort selbst ein. Die Künstler nennen sie die vier Altäre, weil

vor ihnen beständig geopfert wird, mein Wirt aber nennt sie die vier Jahreszeiten. Als ich eines Tags bei ihnen sass, fiel mir ein Blatt ins Auge, welches eine der Schwestern sorgsam an ihren Webestul geheftet hatte. Es war eine Epheuranke darauf gemalt und der Vers des Sophokles darein geschrieben, mit welchem der „Oedipus Tyrannos" beginnt:

„Ω τεκνα Καδμου του παλαι νεα τροφη"

(O Kinder ihr, des alten Kadmos junge Brut).

Die Weberin bat mich, ihr zu erklären, was die fremde Schrift sage, denn ein Engländer wäre da gewesen, der hätte das aufgeschrieben. Ich sagte ihr, die Worte hiessen also: «O Kind, du bist am Tag mein Basilicum, und des Nachts bist du mein Stern.» Sie lächelte und war zufrieden.

Ich habe mich oft in Gebirgen Italiens an der Naivetät des Volks erfreut, aber mich dünkt, ich hätte nirgends ein naiveres gefunden als hier. Die Abgeschiedenheit von der Welt hat die Milde seiner Sitte bewahrt und den Zauber unmittelbarer Natur erhalten. Man weiss hier nichts von den Verbrechen der Civilisation; es gibt nur Frieden, Armut und Thätigkeit. Der Fremde wird wie ein Bekannter empfangen und fühlt sich gleich heimisch, und wahrlich, einen grellern Gegensatz als den zwischen der Welt von Capri und der von Neapel kann es nimmer geben.

Die Mädchen von Capri sind weniger schön als graziös. Ihre Züge haben oft etwas Fremdartiges. Die Linien der auffallend kurzstirnigen Gesichter sind regelmässig und manchmal sehr edel geschnitten; das Auge ist von einem glühenden Schwarz oder von einem schwülen Grau; die braune Farbe, das schwarze Haar, das umgeschlungene Kopftuch, die Korallen und die goldenen Ohrgehänge geben dem Antlitz etwas Orientalisches. Ich sah oft, besonders in dem ganz verlassenen Ana-Capri, Gesichter von einer wilden, seltsamen Schönheit, und blickte ein solches Gesicht, die Haare verwirrt, die Augenbrauen schwarz und scharf gezogen und die wetterleuchtenden Augen gross aufgeschlagen, vom Webestul in der dunkeln Kammer empor, so war es, wie ich mir das Antlitz einer Danaide denke. In Capri dagegen sieht man auch Gesichter, welche denen der Gestalten Perugino's und Pinturicchio's ähneln und oft von einem auffallend schwärmerischen Ausdrucke sind. Sie tragen die Haare kunstlos schön, am schönsten in

Ana-Capri, tief herabgeknotet, einen silbernen Pfeil hindurchgesteckt. Manchmal binden sie den Mucadore wie einen Fess auf, und gleichen dann wahrlich den Frauen einer fernen Zone. Ein ganz allgemeiner Schmuck der Weiber Capris und köstlicher als Gold sind ihre Zähne. Ich glaube, die Menschen von Capri haben so herrliche Zähne, weil sie nichts zu beissen haben.

Man muss diese zierlichen Gestalten in Gruppen vereinigt sehen, oder sie betrachten, wenn sie bergauf kommen, die antik geformten Wasserkrüge, oder Körbe voll Erde, oder Steine auf den Köpfen tragend. Weil sie arm sind, erwerben sie sich durch Lastträgerdienste kümmerlichen Lohn. Das Mädchen von Capri ist das eigentliche Lastthier der Insel, und man sieht also die lieblichsten Kinder von 14—20 Jahren, Gabriele, Costanziella, Mari Antonia, Concetta, Teresa, und so viele andere, deren Köpfe draussen in England, in Frankreich und Deutschland auf manchem Gemälde bewundert werden, vom Meeresstrand aufwärts Lasten, kaum für Männerstärke zwingbar scheinend, auf eben diesen Köpfchen tragen. Es kam vor 14 Tagen ein neapolitanisches Schiff an die Insel und lud auf der Marina eine Fracht von Tuffsteinen aus, welche zum Ausbau des alten Klosters dienen sollten. Diese Steine wurden sämmtlich innerhalb fünf Tagen auf Mädchenköpfen nach dem Kloster befördert. Der Weg ist so steil, dass ich ihn täglich verwünschte, wenn ich vom Bade frisch und unbeschwert zurückkehrte, weil man oben ganz erschöpft anlangt. Aber fünf Tage hindurch schleppten die Mädchen, etwa 30 an der Zahl, die Steine diesen Weg aufwärts. Sie trugen zwei übereinander, die schwächern nur einen. Mich von dem Gewicht zu überzeugen, hob ich einen dieser Steine, und mit aller Kraft beider Arme gelang es mir, ihn so hoch zu erheben, dass ich einen dieser reizenden Köpfe belasten konnte, und das dünkte mich ein sehr unritterlicher Dienst zu sein. Es bitten diese naiven Kinder, wenn sie am Wege ausruhen, den Vorübergehenden oft, ihnen mit den Steinen aufzuhelfen. Sie gingen an diese Sisyphusarbeit vor der Sonne und endeten, wenn sie in ihrer vollen Purpurglut hinter der fernen Ponzainsel versank. Täglich stiegen sie in der Hitze des August sechzehn mal also belastet den Berg empor. Nahmen sie die Steine an der Marina auf, so stand ein Schreiber dabei und notirte, und oben an der Certosa stand wieder einer, der schrieb es ernsthaft in ein Buch: «Gabriele hat zweimal zehn Steine im Bret des Schicksals, aber Costanziella

ach! nur zehn!» Ihr Lohn war 10 Groschen für den Tag. In ihrer Einfalt hatten die Kinder mit dem Unternehmer nicht einmal Contract gemacht, sondern wenn man sie fragte, was sie für so grosse Mühsal erhalten würden, so sagten sie: «Wir glauben, einen Carlin täglich, oder Brot von Castellamare für ebenso viel. Sonntag wird die Zahlung sein.»

In jenen Tagen gewährte also das Eiland einen seltsam schönen Anblick, und die Maler versäumten nicht, diese Gestalten zu zeichnen. Da nun der Tuff von Herculanum von schöner stillgrauer Farbe ist, so machte er mit den jugendlichen Köpfen und auf dem roten Mucadore, von einem oder beiden Armen festgehalten, das reizendste Bild. Diese Reihen der armen wandelnden Steinträgerinnen schienen mir die antiken Figuren der Kanephoren auf neue originelle Weise zu vermehren; sie glichen Töchtern Aegyptens, welche Steine zum Pyramidenbau tragen. Und wahrlich, ich konnte sie nie ohne Bewunderung und ohne Rührung betrachten. Sie scherzten noch unter ihrer Last und waren heiter und graziös wie immer; mich dünkte, ich hätte nie ein schöneres Bild menschlicher Armut gesehen. Um die Mittagszeit sah ich dieselben Mädchen manchmal in einem Kreise auf dem Boden sitzen, im Schatten eines Johannisbrotbaums ihre Malzeit haltend; sie bestand aus halbreifen Pflaumen und trockenem Brot, und wenn sie diese kärgliche Kost verzehrt hatten, standen sie plaudernd und lachend auf und schritten wieder flink wie Gazellen die Treppen hinunter, an ihre Tageslast.

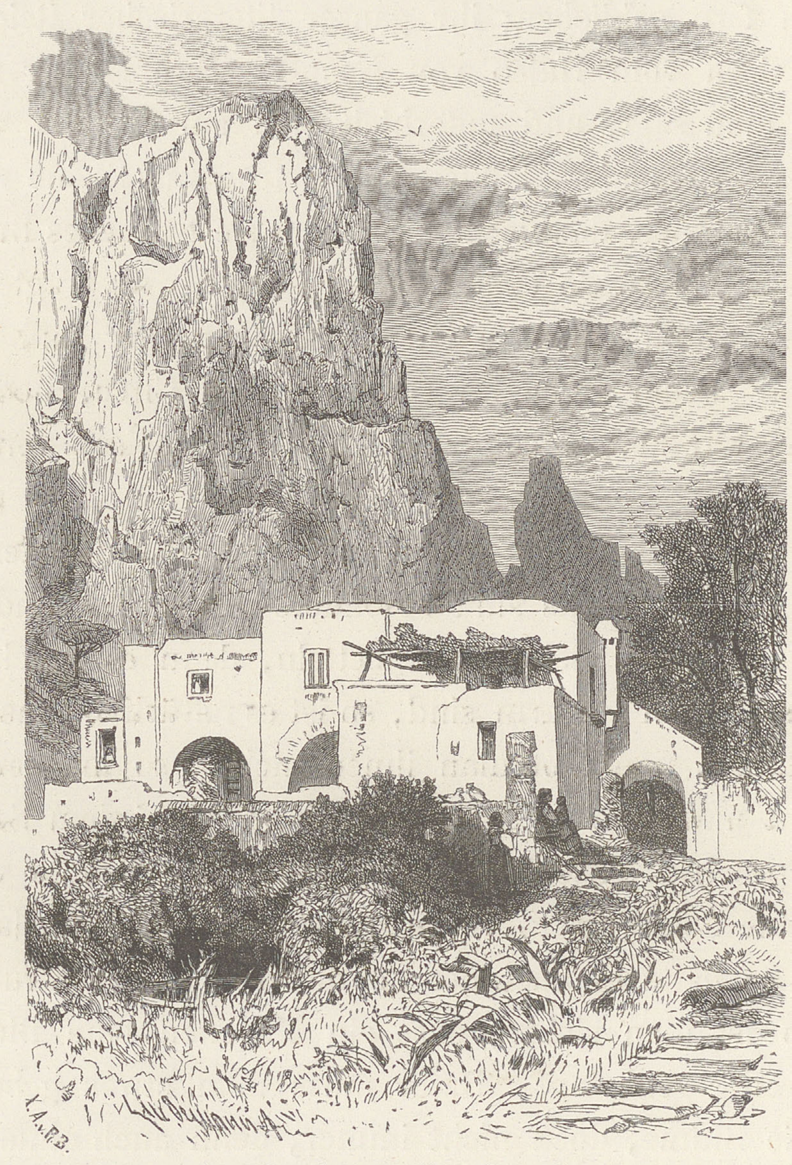
Wenn ich die Armut in dem friedlichsten und heitersten Bilde malen sollte, so würde ich sie darstellen in der Gestalt der schönen Costanziella. Wenn sie den heissen Tag hindurch eine Pyramide von Steinen auf ihrem Köpfchen nach dem alten malerischen Kloster befördert hat, lehnt sie des Abends in der kleinen Thüre ihres Hauses und ergötzt sich mit der schönsten Musik. Denn sie ist eine vollendete Virtuosin auf der Maultrommel oder dem Brummeisen. Sie hat mir manches reizende Stück darauf vorgespielt, mit unnachahmlicher Kunst und Grazie, allerlei Meerphantasien, Sirenencantaten aus der blauen Grotte, Lieder ohne Worte, wunderbare Arien, die kein Sterblicher gehört hat noch zu benennen weiss. Das Alles spielte sie meisterhaft, wobei ihre schwarzen Augen wie Sirenen kicherten, und die schwarzen krausen Haare um die Stirn sich ringelten, als tanzten sie vor Seligkeit. Wenn Costanziella ihr Concert ausgespielt hatte, so lud

sie mich mit den feinsten Manieren zum Abendessen ein, oben auf dem Dach bei ihrer Mutter; da gab es reife indianische Feigen von dem einzigen Cactusbaum, der vor dem Hause stand, welche sie sehr geschickt mit dem Messer abzureissen wusste, ohne sich die kleinen Finger mit den Stacheln zu verletzen. Ueber Literatur wurde niemals gesprochen; Schiller und Goethe kannte Costanziella gar nicht; auch die englische und französische Literatur war ihr gänzlich fern geblieben; ihr ganzer literarischer Reichtum bestand aus ein paar Liedern vom Hafen von Neapel. Ihre Mutter war eine Frau zum Malen, wie man sagt, und unterhielt sich am liebsten von Nahrungsmitteln. Costanziella ass niemals Fleisch, sie trug nur Steine und spielte des Abends die Maultrommel, dazwischen aber ass sie trockenes Brot und Pataten mit Salz und Oel. Sie lachte einst laut auf, als ich sie fragte, ob sie schon einmal im Leben Braten gegessen habe. Frischer aber und blühender und ringellockiger war weder Hebe im Olymp, noch Circe, noch die delische Diana, und keine war heiterer und mit dem Brummeisen verständiger.

Allgemein ist in Capri das Bitten um einen «Gran» oder Bajocco oder la Butiglia, wie sie sagen. Es sind besonders die Kinder und die Mädchen, welche so bitten, ich will nicht sagen betteln, denn es geschieht in keiner bettelhaften Weise. Weil sie arm sind, so ist es natürlich, dass ihnen Andere geben, welche haben, und gibt man ihnen nichts, so machen sie doch ein fröhliches Gesicht und sagen: «Addi Signoria.» Auf jedem Schritt und Tritt wird man angesprochen. Als ich eines Tags in die Schule von Ana-Capri trat, rief die ganze Schuljugend von den Bänken: «Signore, la butiglia», und es fehlte wenig, so hätte es auch der Schulmeister selbst gerufen. Geht man in ein Haus, so ist man sicher, dass ein Mädchen eine Blume Basilicum oder eine Nelke entgegenbringt. Dafür muss man etwas geben. Es ist ein Betteln durch die Blume, doch nicht immer, denn auch ohne dies bitten sie sich frank und frei den Gran aus. Man kann sie glücklich machen, wenn man ihnen bei Gelegenheit von einem Hausirer Kleinigkeiten kauft, sie freuen sich über bunte Dinge wie die Kinder; und hier wünscht man die Schätze nur eines Freigelassenen des Tiberius, um sie unter dieses freundliche und dankbare Volk zu verteilen.

Gegenwärtig macht eine Heirat viel von sich reden. Ein reicher Engländer verliebte sich in ein armes Mädchen von Capri so sterblich, dass er

um ihretwillen katholisch geworden ist. Das schöne Kind befindet sich in einem Kloster Neapels; im Herbst kehrt sie als grosse Dame zurück in ihr neu aufgebautes Haus am Berge Tuoro. Das Glück der schönen Anarella erregt keinen Neid, noch erscheint es hier als etwas Ausserordentliches. Es hat sich auf Capri bereits ein anderer Engländer niedergelassen, welcher seine Heimat aufgab, um in diesen Bergen zu einsiedeln. Capri ist fürwahr ein

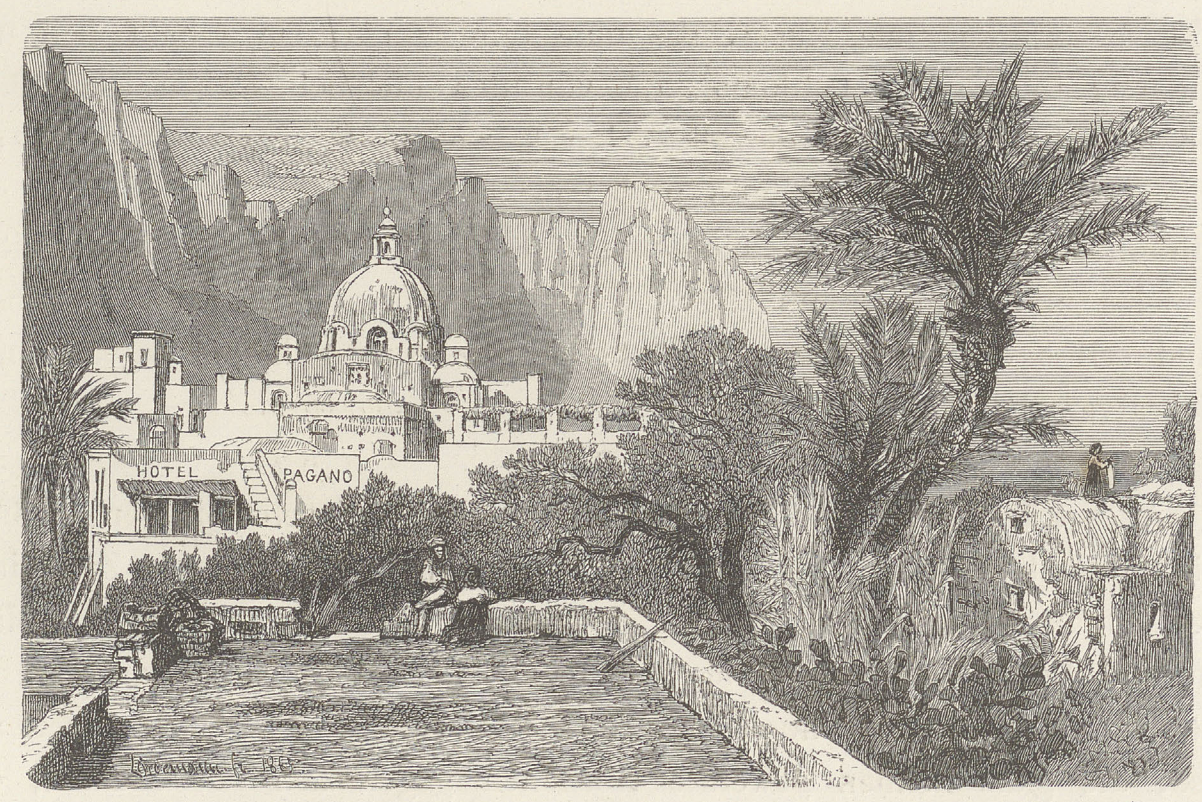


Das Haus am Berge Tuoro.

rechter Ruheort für lebensmüde Menschen, und ich wüsste keine andere Stelle in der Welt, wo Jemand, der im Leben Schiffbruch gelitten, seine Tage so wol beschliessen könnte. Das lehren auch die invaliden Soldaten, welche hier leben.

Dreihundert verstümmelte oder altersschwache Soldaten wohnen nämlich in dem Soldatenquartier am Ende der Stadt. Sie geben der Insel vollends

den Charakter eines Asyls, weil man sie überall sitzen oder herumwandern sieht und ihre Lieder hört. Einige sind noch Veteranen Napoleonischer Zeit, andere datiren ihr Schicksal von den Revolutionskämpfen des Jahrs 1848. Es sind Menschen aus allen Provinzen des Königreichs. Die meisten sind blind. Weil es nun auf der Insel nicht Lastthiere noch Wagen gibt, so laufen die Blinden keine Gefahr. Ohne Führer gehen sie in den Strassen umher, den Weg mit einem Stab sich erfühlend; ja kaum merkt man, dass sie erblindet sind. Beim Fest der heiligen Anna sah ich ihrer eine Schar die Procession eröffnen; aneinandergereiht wankten sie in die Kirche, und



X. A. v. R. Brend'amour

Der Dom.

mir fiel bei ihrem Anblick der Bibelvers ein: «Selig sind, die da nicht sehen und doch glauben.» Am Abend aber genossen sie das Feuerwerk auf dem kleinen Platz, indem sie die Raketen und Schwärmer wenigstens prasseln hörten. Welch ein Loos, auf Capri blind zu sein, wo das entzückendste Gemälde der Welt in wunderbarem Farbenspiel rings verbreitet liegt! Und doch spazieren die armen Blinden viel und gern; sie haben auch einen Lieblingsspaziergang, den einzigen, welcher etwas eben ist, nämlich den schönen Feldweg am Rand des Tals Tragara unter den Olivenbäumen. Gern sitzen diese Alten auf den steinernen Bänken innerhalb des Tors, den Schritt der

Hereinkommenden behorchend, oder draussen vor dem Tor selbst, wo der Blick auf den Golf, auf das ferne Neapel und den Vesuv und drüben auf den dreifach geteilten Felsenberg Solaro mit der schwindelsteilen Stiege bezaubernd ist. Im Duft der Mittagsbläue funkeln diese Felsen von blendendem Glanz, aber im Mondlicht verschleiern sie sich in bewegliche Lichtschleier von magischer Schönheit.

Auch Musik machen die Blinden gern; alle Abend geben sie ihr Concert. Es sitzen dann zwei Invaliden auf der Terrasse des Soldatenquartiers; der eine spielt die Guitarre, der andere bläst dazu auf dem Kamm. Wahrlich, es ist die sonderbarste Musik, die man hören mag; sie schallt hell und fremdartig in die Nacht hinaus, oft von den melancholischen Klagetönen einer Arie begleitet. Mit derselben Musik ziehen die Invaliden auch des Morgens auf den Platz, Blinde und Sehende, Krumme und Gerade, alle vergnüglich hinter ihrer Regimentsmusik her, nämlich hinter dem Guitarrenspieler und dem Kammbläser. Und so erscheint auf dem harmlosen Eiland selbst das physische Unglück wie die Armut heiter ergeben und schicksalversöhnt.

Alles trägt hier einen Zug von Kindlichkeit, und selbst in den schönen Greisengesichtern mancher Männer und Frauen kann man diesen Zug kindlicher Einfalt wiederfinden. Unter den Kindern gibt es viel bildschöne Mädchen und Buben, und obwol sie wild und kaum unterrichtet aufwachsen, setzt ihre Fassungskraft doch in Erstaunen. Alle tragen ein Amulett am Halse, die ganz kleinen geweihte Hörnchen gegen den bösen Blick, die grössern eine Madonnenmünze oder ein kleines auf Zeug gesticktes Bild der Madonna del Carmine.

Ich sah einmal die Leiche eines Kindes in der Kirche ausgestellt. Sie lag unter einem weissen Schleier, mit Blumen und gezuckerten Mandeln überstreut; schwerlich hatte das Kind im Leben solches Naschwerk gekostet; man gibt es den armen Fischerkindern zum Spielen erst, wenn sie todt sind. Man trug das Kind ohne Ceremonie in die Kirchengewölbe, wo hier noch alle Todten nach alter Sitte begraben werden. Nur wer kein Cristiano, das heisst kein Katholik gewesen, bekommt ein einsames Grab an irgend einer schönen Stelle über dem Meer.

So also ist das Volk von Capri, und weil der enge Raum Alles zusammenhält, dringt der Fremde schon nach wenig Tagen in die Verhältnisse der Bewohner ein und wird mit ihnen bekannt und vertraut. Es schwindet so sehr alles Gefühl der Fremde, dass man sich gewöhnt, sich als Mitglied dieser kleinen Volksgemeinde zu betrachten. Auf dem Platz am Tor drängt sich alles Oeffentliche zusammen, der Verkauf von Handelsartikeln, welche der Bedürfnisslosigkeit dieser Menschen entsprechen, wie das Festleben an Kirchentagen und das tägliche Vergnügen der Musse und des Geplauders nach der Arbeit. Dann und wann unterbricht die beschauliche Einsamkeit die Ankunft von Fremden, welche im Gasthause Don Michele's einkehren, die Merkwürdigkeiten der Insel zu besehen und gleich wieder zu verschwinden. Aber es bildet sich ein Stamm von Gästen, die zusammen an einer Tafel speisen; meistens sind es Maler von verschiedenen Nationen, und diese Künstler werden bald zu einer charakteristischen Staffage der Insel, denn überall sieht man sie sitzen und malen, bald eines jener reizenden Häuschen mit der Weinlaube, bald einen bizarren Felsen, bald eine Baumgruppe oder eine Uferansicht.

Es gibt nichts Herrlicheres, als auf dieser schönen Scholle umherzuschlendern, an den Klippen entlang zu klettern, oder am duftigen Meer zu spazieren, wo die Wellen wolig rauschen und das ausatmende Seegras diesen scharfen, fast betäubenden Meeresgeruch verbreitet. Die stillste Einsamkeit und die Weite des Golfs mit seinen fernen Inseln und Küsten ist ganz wunderbar ergreifend, und wol kann man stundenlang auf dem Felsen sitzen und dem Farbenspiel auf den Küsten und über dem Elemente zuschauen.

Ich nun führe euch allerwegen auf der Insel umher, denn gar wol bin ich dort zu Hause. Zuerst gehen wir nach der Stelle, wo einst das alte Capri lag, welches jetzt verschwunden ist, seit es die Sarazenen zerstörten. Aber dort, wo die schroffen Felsen von Ana-Capri plötzlich emporsteigen, liegt in den Gärten noch der letzte Ueberrest der alten Stadt, die kleine altertümliche Hauptkirche San Costanzo. Sie war die älteste Parochie der Insel und Sitz des Bischofs; denn Capri war seit dem zehnten Jahrhundert ein Bistum unter der Hoheit des Erzbischofs von Amalfi, und blieb es bis auf das Jahr 1799; seitdem wurde der bischöfliche Stul nicht mehr besetzt,

sondern die Kirche von Capri als Collegiat unter das Erzbistum von Sorrent gestellt.

San Costanzo ist klein, plump und ganz dörflich. Um sie her sieht man altes Gemäuer im Boden stecken. Man fand dort viele Graburnen, Reliefs und Münzen, und noch heute zeigt man in einem Weingarten einen grossen Marmorsarkophag, welcher vor Jahren dort ausgegraben wurde. Seit man die Altertümer der Insel überhaupt durchsuchte, wurden Statuen, Reliefs, Mosaiken, Urnen und Säulenüberreste teils von den Bauern um ein Spottgeld verschleudert, teils von den Beauftragten an Privatpersonen fortgegeben, teils heimlich bei Seite gebracht. Vieles raubten die Engländer während ihrer dreijährigen Anwesenheit, und nur das Wenigste hat man nach Neapel für das Museum gerettet. Nirgends in der Welt, so scheint es, ging man mit Altertümern so gewissenlos um als in Neapel.

Erst die Ausgrabungen von Pompeji lenkten die Aufmerksamkeit der Archäologen auch auf Capri. Der Erste, welcher die Insel durchsuchte, war, soviel ich weiss, Luigi Giraldi von Ferrara im Jahr 1777, dann folgten ihm Hadrawa, und im Anfang dieses Jahrhunderts Romanelli, dann Giuseppe Maria Secondo und der Graf della Torre Rezzonico, welche Alle Schriften über Capri veröffentlicht haben. Noch 1830 wurde Feola mit Ausgrabungen auf der Insel beauftragt und lebte daselbst längere Zeit. Man deckte die Trümmer auf, man fand an vielen Orten noch ziemlich erhaltene Gemächer und manches Kunstwerk aus der besten römischen Epoche. Aber weil der Insulaner den Boden brauchte, warf er die Ausgrabungen wieder zu, verwischte ihre Spuren und pflanzte über den Altertümern seine Gärten. Auch birgt an manchem Ort die Erde, was noch nicht ans Tageslicht gezogen ist. Was nun heute der Zufall findet, sind Kaisermünzen und Marmorstücke. Viel Marmor sieht man im Pflaster der Wege Capris und in Ana-Capri auf der Ebene Damecuta. Auch findet sich hie und da eine Marmorplatte mit zerstörter Inschrift als Schwelle an Hausthüren benutzt. Fundamente alter Gebäude aber gibt es viel, und wo man nur wandern mag, unterbricht Träumerei und Nachdenken irgend ein antiker Ueberrest.

Nicht weit von San Costanzo stand eine der alten Villen des Tiber, hart am Meere und über ihm aufsteigend, heute Palazzo a Mare genannt.

Hadrawa liess sie im Jahr 1790 ausgraben, fand ihren grössten Teil bereits verwüstet, aber doch noch immer ansehnliche Reste, darunter zwei schöne Säulen von Cipollino, zwei von Porta Santa, ein herrliches korinthisches Capitäl, welches heute im Museum von Neapel steht, zwei prächtige Fussböden, von denen einer an einen Engländer, der andere an die Gräfin Woronzow kam, endlich einen schönen Altar der Cybele, welchen der Ritter Hamilton an das Britische Museum zu bringen wusste. Heute ist der Palast ein Bild wüster Verstörung. Grosse Massen von Gemäuer sind ins Meer gestürzt, andere bedecken den Küstenabhang, doch erkennt man noch eine Reihe von Gemächern und einen gemauerten Halbcirkel, vielleicht der Tempel der Gottheit, welcher einst diese Villa geweiht war. Eine zerbrochene Säule von rotem orientalischen Granit ragt aus dem Schutt hervor.

Noch dürftiger sind die Reste jener Villa, welche ehemals den schönen Hügel Castello krönte, der sich über der Stadt am südlichen Ufer erhebt. Von der Seeseite zeigt er sich als schroffe Felsenwand, welche mittendurch eine Grotte zerreisst. Nach der Landseite zu umgeben ihn Weingärten, und oben trägt er das am besten erhaltene Castell Capri's, ein kleines Fort mit crenelirten Mauern und Türmen, welches der Insel einen mittelalterlichen Charakter gibt. Dort grub Hadrawa im Jahr 1786 nach und entdeckte Bäder und Kammern in grosser Zahl, doch schon verwüstet; er fand Pavimente und Bildsäulen, eine schöne Vase von weissem Marmor, ein Relief, welches Tiberius opfernd vorstellt, eine Gemme mit dem Bilde des Germanicus, und andere Figuren von Marmor und von Stuck. Man verschleuderte auch diese Gegenstände an Hamilton, an den Maler Tischbein, an den Fürsten Schwarzenberg, an unbekannte Russen und Engländer. Im Jahr 1791 schüttete man die Ausgrabungen wieder zu. Doch was sind alle Raritäten des Altertums gegen diesen Blick vom Hügel Castello in das selige Meer Siciliens, in den immer blauen Golf von Neapel, und auf die majestätische Felsenbildung Ana-Capri's. Auch die schroffsten Abstürze des südlichen Ufers übersieht man hier und jene drei hochragenden Klippen, die Felsenobelisken Capri's, welche Faraglioni heissen.

Dem Hügel zu Füssen liegt eine der märchenhaftesten Stellen des Eilands, die kleine Marina, ein winziger Strand auf der südlichen Seite, in wüstes Gestein eingebogen, dessen schwarze Blöcke das Ufer bedecken und

im Meer eine kleine, ganz nackte Halbinsel bilden. Zwei Fischerhäuser sind dort einsiedlerisch wie Klauen ins Gestein gebaut, welches für ein paar Barken notdürftigen Schutz gewährt. Der Strand ist ein bizarres Spielwerk der Natur und der einzige auf der ganzen Südküste Capri's. Wenn man dort sitzt, ist man ganz aus der Welt verloren. Der Golf von Neapel mit seinen Inseln und Küsten und Segeln ist entschwunden; vor dem Blicke dehnt sich die uferlose See aus, weit in die Ferne, wo Sikelia und Afrika beisammen liegen. Dort sitzt man und schaut in die endlosen Wasser, und lässt Phantasieschiffe nach Palermo und Cagliari und nach Karthago abschwimmen, eins nach dem andern. Wild und schauerlich ist Alles umher, eine öde Felsenwüste, zu beiden Seiten gewaltige Hölen hoch im Ufer selbst, zur Rechten das Cap Marcellino, eine kolossale braune Bergmasse, ins Meer hineingelagert; zur Linken, gezackt und gezinnt wie ein Schloss aus einem Märchen, das Cap Tragara, und neben ihm die seltsamen Klippenkegel Faraglioni, über 100 Fuss hohe, unersteigliche Riffe, welche mitten in den Meereswellen stehen gleich Pyramiden im See von Möris. Sie sind konisch, die eine wie von Menschenhand abgeglättet, die andere phantastisch reich ausgezackt. Ihr dunkler Schatten wallt auf der Flut und macht sie melancholisch, aber in der Mitte der einen Klippe schlägt sich eine Höle im prächtigen Bogen auf, sie durchreissend, dass die Barke hindurchfahren kann. Auf ihren Spitzen schwanken im Seewind Zwergbäume und verwilderte Gräser, und es sitzt dort die heiser schrillende Möve oder umflattert sie, ihre junge Brut im Fluge übend.

Wenn du hier sitzest, so wird dir die Stelle aus dem «Gefesselten Prometheus» des Aeschylus einfallen, wo er, an die Klippe geschmiedet, plötzlich den heranwitternden Flügelschlag der Okeaniden und ihren Chorgesang vernimmt. Ich habe den Seevögeln an jenen Klippen oft am Morgen zugehört, wenn sie in der heiligen Frühe, da das Meer zu schimmern beginnt, von den Felsen stürzen, in die Wellen hineinjauchzend mit langen Flügelschlägen, oder am Abend, wenn es still wird, wo sie gern einsamlich auf den Faraglioni stehen und verlorene, harfenstimmige Laute ausstossen, die man nicht hören kann, ohne in eine märchenhafte, elementarische Stimmung zu geraten. Denn der Gesang der Meervögel ist liedlos wie das Geräusch der Wellen und erweckt, wie die verschwebenden Accorde der Aeolsharfen, eine unbestimmte Sehnsucht in die Ferne. Es waren auf den Fara-

glioni, wie ich wol weiss, auch Möven zum Besuch aus der Insel Ustica und von der Grotte Alghero aus Sardinien; wenn ich nun noch zwanzig Jahre jünger gewesen wäre, so hätten sie mir den Gefallen gethan, mich über Meer nach jener seltsamen Grotte zu tragen, oder in den Orangenwald von Milis auf Sardinien, wo 500000 Orangenbäume beisammen stehen und ihre Millionen Blüten und Goldfrüchte tragen, und die Nachtigallen alle diese Blüten und Goldfrüchte Tag und Nacht besingen. Dort hätten sie mich eines Morgens abgesetzt unter dem grössten Orangenbaum Europas, der so gross ist wie eine Eiche, und unter welchem der Marchese Boyl seine Gäste zu Nektar und Ambrosia einladet.

Siehe da, ein Phantasieschiff, welches abgeschwommen ist!

Aber in Wahrheit, wer kann an der kleinen Marina von Capri liegen ohne solche Träumereien? Die Wildheit dieser Uferscenen und ihre Verlassenheit ist gar zu zauberhaft, und vollends im Mondlicht oder bei wogender See, wenn die Hölen schlürfend Welle um Welle hinunterziehen, oder in der Stille der Nacht, wenn um die Riffe und die dunkeln Caps Lichter aufblitzen, Fackeln der Fischer, die sternengleich und wie Meteore in den Wellen bald verschwinden, bald wieder aufglänzen, eins und das andere, das dritte und das vierte, und hier noch eins, und dort am Cap wieder eins um das andere.

Nur wenige Fischer haben hier ihre Barken. Man sieht sie auf den weissen Kieseln des Strandes sitzen, ihre Netze ausbessernd, und mitten in dieser klippenstarren Oede hat ihre still einsame Geschäftigkeit etwas Märchenhaftes. Sie scheinen geheimnissvoll, als wüssten sie wunderliche Dinge von der Tiefe und den Sirenen, die dort wohnen. Ein schroffer Fels über dem kleinen Strand heisst auch die Klippe der Sirenen. Die Phantasie des Volks wählt immer die passendsten Bezeichnungen für ein Local, und keins in Capri ist so sirenisch als dieses.

Man kann hier wol stundenlang, wie vom Meeresduft betäubt, auf den Klippen liegen und das grüngoldene Wasser ansehen; das wogt und wallt unten, flimmert und atmet, saust von Fittigen in stiller Luft, und unausgesetzt tönt das sommerliche Singen der Cicade, deren Lieder die Luft zu

durchschillern scheinen, wie fliegende Sonnenstäubchen und wie das Flimmern der Hitze um die Felsen. Licht, Luft und Duft durchdringen alle Sinnen; das Gemüt sättigt sich mit Einsamkeit.

Zwischen den Faraglioni und der kleinen Marina wölbt sich über Kalksteinblöcken eine der geräumigsten Grotten dieser an Hölenbildungen so überaus reichen Seeküste. Sie heisst La grotta dell' arsenale. Das Wasser bedeckt sie nicht, sie ist eine Erdhöle. An ihren Wänden klebt noch römisches Mauerwerk, und es zeigen sich auch Spuren von Kammern. Nun lehrt der Name der Höle wol richtig, dass sie einst ein Vorratshaus für die Marine war, wenn nicht auch eine Schiffswerft für die Galeeren des Tiberius, denn sie ist hoch genug, und an ihrem Eingang sieht man auch manche Spur des Eisens, welches das Gestein bearbeitet hat. Der Ort heisst im Allgemeinen L'unghia marina. Manche Reste alter Gemäuer zeigen sich hier, am steinigen Ufer wie auf der Höhe. Auch am Cap Tragara, um welches die Faraglioni und die Klippe Monacone (grosser Mönch) im Wasser stehen, erblickt man antikes Gemäuer. Wol befand sich hier zur Zeit des Tiberius ein kleiner Port. Vielleicht führte ein bedeckter Gang von der darüber gelegenen Villa des Bergs Tuoro zu dem Hafen, wo für Fälle der Not fluchtgerüstete Galeeren lagen. Denn auch auf diesem Inselcastell schwebte der Tyrann in steter Furcht und hatte alle Anstalten getroffen, dass er zu jeder Zeit seewärts entfliehen konnte.

Man kann am Cap Tragara aus der Barke steigen und zum Hügel Tuoro grande hinaufklimmen. Da oben ist es schön wie auf jedem Gipfel Capris. Es sitzt aber dort über altem Gemäuer ein Telegraph. Fürwahr, es ist seltsam, dass fast auf jeder Bergspitze des Eremiteneilandes ein Einsiedel hängt, sei es ein Klausner oder ein Telegraphenwächter. Der vom Tuoro grande sitzt in einem weissen Häuschen. Sein Zimmer hat zwei kleine Fenster, in dem einen steckt ein Fernrohr und in dem andern auch eins. Nun sitzt der Telegraphos, ein ganz kleiner altertümlicher Mensch, dem vom vielen Gucken die Augen zwinkern, zwischen beiden Fenstern an einem Tisch vor einem grossen Register; alle Augenblicke springt er an das Fenster links und guckt durch das Fernrohr, an das Fenster rechts und guckt auch da durch das Fernrohr, dann setzt er sich wieder mit philosophischer Seelenruhe an das Register, sitzt ein Weilchen und läuft wieder



Die piccola Marina und die Felsen Faraglioni.



an die Fenster und vor die Fernröhre, und so geht es vom Morgen bis zum Abend fort. Sein Hund aber sitzt vor der Thür aufrecht und sieht ohne Ferngläser auch in das Meer. Dies verhält sich nun so. Oben über Ana-Capri sitzt der Telegraph auf dem Gipfel Solaro in seinem Hause und späht in das Meer von Sicilien, ob und welche segelbeschwingte Schiffe einlaufen. Sieht er nun etwas Merkwürdiges, so sendet er dem Telegraphen auf dem Berg Tuoro eine Botschaft; der schickt sie flugs weiter über die Meerenge von Capri zu dem Telegraphen von Massa, der über dem Vorgebirg der Minerva sitzt, ein Meereswächter schlummerlos; der wirft die luftige Kunde flügelschnell weiter nach Castellamare zum zeichenkundigen, luftpostdeutenden Späher; der aber schleudert die Botschaft machtvoll weiter nach dem Castell Sant Elmo oberhalb Neapel; der Späher nun von Sant Elmo befördert die Kunde in das königliche Atreusschloss zu Neapolis. Und so fängt der auf dem Solaro an und ist der eigentliche Urheber von all dieser luftdurchwandernden Botenjagd. Als mir dies der Telegraph sehr deutlich auseinandergesetzt hatte, fiel mir sofort der Anfang des „Agamemnon“ von Aeschylus ein, wo der Wächter auf dem Atreusschloss nach dem Feuertelegraphen späht, welcher die Einnahme von Troja melden soll:

Θεοὺς μὲν αἰτῶ τῶνδ’ ἀπαλλαγὴν πόνων —

(Die Götter fleh’ ich an ums Ende meiner Müh’n) —

und ferner die Verse der Klytämnestra, welche in einer staunenswürdigen Malerei die wandernde Flammenpost beschreiben. Sie steigt auf vom Berge Ida, dann eilt sie zum hermischen Lemnosfels; der schickt die Flammenbotschaft auf das Athosgebirge des Zeus; das sendet den goldighellen Freudenstral wie eine Sonne auf die Warte von Makistos, und so weiter eilt der Feuerstral über die Wogen des Euripos, erweckt die Wächter von Mesapios, fliegt vorwärts über die Flur Asopos, fällt wie der Mondenstral auf den Felsen von Kithäron, sendet den Schein über den Gorgopissee, gelangt zum Gipfel Aigiplanktos, bis er dann über das Saronische Meer zum Felsen Arachnaios und endlich in die Burg der Atriden kommt.

Hätten nun die Griechen von Troja einen unterseeischen elektrischen Telegraphen gelegt, so wären wir um diese schöne Stelle im Aeschylus gekommen, welche überhaupt eine der am meisten malerischen Schilderungen ist, die gedichtet worden sind.

Es war nun Abend geworden. Der Hochwächter vom Solaro gab plötzlich ein Zeichen, der vom Tuoro schickte es nach Massa. Ich fragte den fernspähenden Mann, was er gemeldet habe. „Heute nichts Neues", sagte er vergnügt und zwinkerte mit den Augen, dann packte er seine sieben Sachen zusammen, winkte seinem Hunde und stolperte den Berg hinunter. Er wohnt aber hoch oben in Ana-Capri, und jeden Abend muss er die 560 Stufen der Felsenstiege hinaufklettern. Des Morgens kommt er wieder 560 Stufen herabgestiegen, und weil er nun schon seit zehn Jahren alle Tage bis auf einen Feiertag zu Ostern seine einsame Kunst betreibt, so kann man es arithmetisch berechnen, dass dieser merkwürdige Mann schon hundertfache Chimborasso-Höhen erstiegen hat. Dreissig Groschen aber bekommt er täglich.

Ausser diesem Aeschyleischen Wächter habe ich gar keine Altertümer auf dem Berg Tuoro gefunden. Doch hat auch auf ihm eine Villa des Tiberius gestanden. Nun senkt sich zwischen dem Tuoro und dem Castello zum Meer das Tal Tragara, welches von Reben und Oelbäumen grünt. Auf seinem Rand steht der schönste mittelalterliche Bau der Insel, die Certosa, ein nun wüstes Kloster der Mönche vom Orden des heiligen Bruno. Seine originelle Architektur, seine Arcaden, geschnörkelten Glockenstüle und Terrassen, und die Reihe von gewölbten Dächern heben sich aus dem Grün und auf dem Hintergrund des blauen Meers so grotesk hervor, dass dieser Anblick zu dem Reizvollsten gehört, was die Insel besitzt. Das schlanke turmlose Schiff der Kirche ist zugleich das einzige Gebäude Capris, welches ein gothisches und mit roten Ziegeln gedecktes Dach besitzt. Seine geraden Linien stehen in grellem Gegensatz zu den Wölbungen der Zellhäuschen und zu den Bogen des Hofes. Das Innere ist einfach, und es fehlt auch nicht an Frescomalereien auf den Wänden. Tritt man in den Kreuzgang, so erfreut man sich des grossen, von Arcaden umschlossenen Raums. Die Zellen nun gar, die kleinern Höfe und die verwilderten Gärten, welche die üppigste Vegetation bedeckt, machen dieses öde Kloster zu einem romantischen Labyrint. Die Certosa ist Sanct Jacob geweiht. Sie wurde im Jahr 1363 von einem edeln Capresen, Giacomo Arcucci, gegründet. Sein Weib war unfruchtbar geblieben wie Sara; er aber hatte ein Kloster zu bauen gelobt, wenn ihm der Himmel zu einem Sohn verhelfen würde. Eilig that dies der Himmel und nahm den Mann beim Wort; da baute er den Convent

nach dem Plan jener herrlichen Certosa des Sanct Martin, welche auf dem Vomero von Neapel steht. Als nun im Jahre 1374 das Gebäude fertig geworden war, zogen dort Väter von San Martino ein. Mit der Zeit wurde die Certosa reich, und die besten Aecker Capris kamen an die Mönche. Aber die Parthenopeische Republik hob das Kloster und noch zwei andere



Die Certosa.

Klöster der heiligen Terese in Capri auf; ihre Güter fielen an den Fiscus. Heute sind sie der Kathedrale von Ischia zugewiesen, und so erleidet die arme Bevölkerung Capris das grosse Unrecht, dass ihre besten Ländereien ihr entzogen sind, um die faule Priesterschaft einer fremden Insel zu nähren. Zur Zeit der englischen Besetzung war das Kloster das Hauptquartier Hudson Lowe's und auch unter der Herrschaft der Franzosen zu militärischen Zwecken eingerichtet; man baut es gegenwärtig zu einem Militärlazareth aus.

Auch im Tal Tragara sieht man antikes Mauerwerk, und hier wollen die Archäologen die Stelle der alten Ephebenschule und die Fundamente der Villa Julia erkennen, welche Augustus zu Ehren seiner verliebten Tochter soll gebaut haben. Auch die Sellaria des Tiberius verlegt man hieher, jenes schändliche Lusthaus der unnatürlichen Venus, von welchem Sueton erzählt, dass es mit den frivolsten Bildern ausgestattet war. Aber alle Mutmassungen sind unsicher; ja, nicht einmal jene grossen Mauerreste, welche Camerelle genannt werden und über der Tragara weithin bis Tuoro grande in einer gebogenen Linie fortlaufen, lassen ihre Bestimmung erkennen. Man nennt diese Mauer Camerelle, wie einen ähnlichen Ueberrest in der Hadrianischen Villa zu Tivoli. Sie ist teils aus dem Kalkstein Capris, teils aus Ziegeln fest und stark aufgebaut und zeigt an ihrer Aussenseite Ansätze nebeneinander gereihter Kammern, deren Wölbungen noch zu erkennen sind. Ich halte die Meinung des Rosario Mangone für haltbar, diese Camerelle hätten eine Strasse getragen, die zur Villa Tiber's hinaufführte. Sie teilte sich wol dreifach; die eine wird nach dem Berg Tuoro, die andere nach dem heutigen San Michele, die dritte zur Villa des Zeus geführt haben.

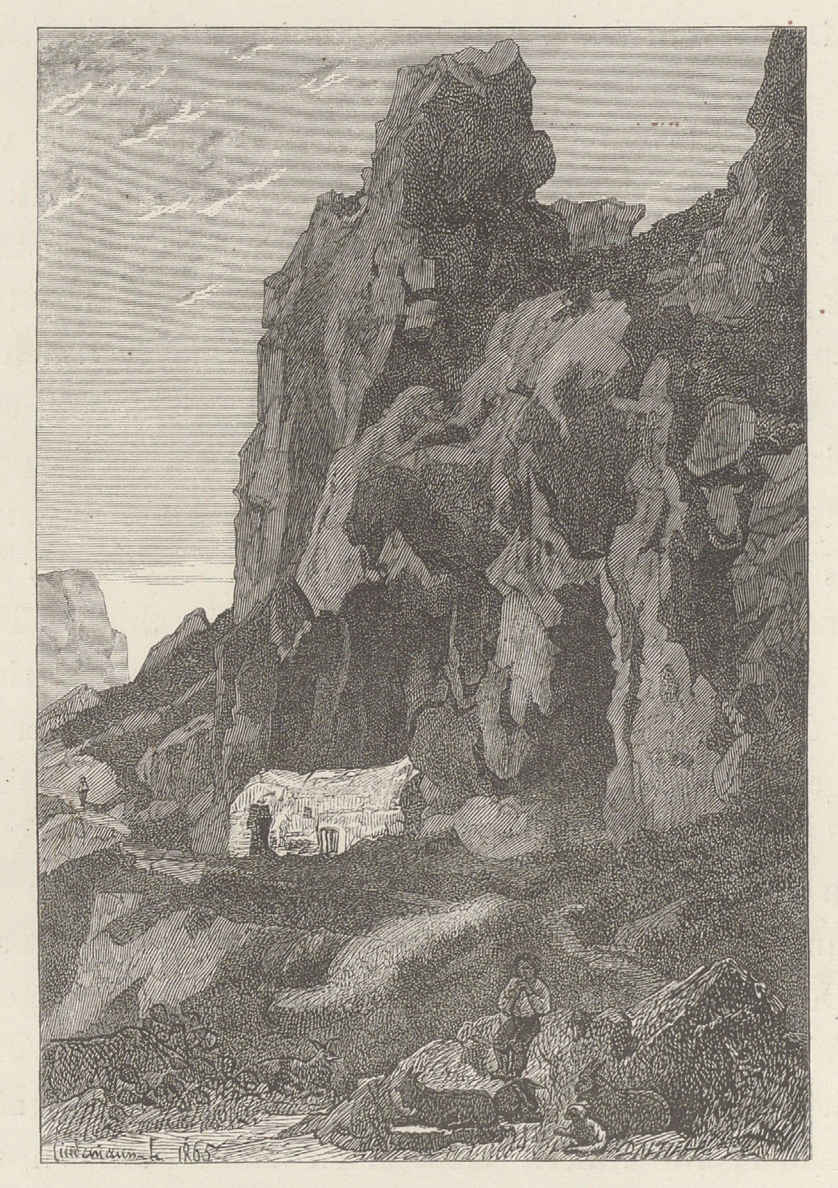
Ueber den Camerelle erhebt sich der schöngeformte Hügel San Michele, eine der reizvollsten Höhen des Eilandes, von der man die herrlichste Ansicht auch der unten liegenden Stadt geniesst. Ueber sie ragt das Fort Castello; hoch über diesem stehen die schroffen Felsen des Solaro; zu beiden Seiten grüne Täler und das hyacinthfarbene Meer. Dass auf dem Gipfel von San Michele einer der köstlichsten Paläste des Tiberius stand, sagt schon die bezaubernde Lage dieses Orts. Man sieht denn auch am Fusse des Berges mächtige Trümmer, Reihen von gewölbten Kammern, ohne Zweifel die Unterbauten der sanft ansteigenden Strasse. Oben auf dem Plateau stehen Gärten und Vignenhäuser auf holem Boden, der unter den Füssen klingend beweist, dass unten gewölbte Kammern liegen. Man sieht auch römische Mauerungen in Netzarbeit und mehre alte Gemächer. Das eine zeigt Spuren einer Kapelle, die dem heiligen Michael geweiht war, von welchem der Berg den Namen hat. Heute steht ein Kirchlein dieses Heiligen ganz einsam am Berge und zieht durch seine originelle Architektur den Blick auf sich. Von einer Mauer umschlossen und im öden Gestein verlassen, erregt es Vorstellungen von Wüstenbildern aus Mekka.

Man grub auch auf San Michele Manches aus, betrieb jedoch die Nachforschungen hier nicht so eifrig. Der Bauer hat den ganzen Berg nach der Landseite zu terrassirt und mit Oelbäumen bepflanzt; es stossen aber die Häuser der Stadt hart an die Felsen, sodass man vom Berg auf die Dächer steigen kann. Eines Abends nahm ich auch so meinen Rückweg in die Stadt, denn mir selber einen Pfad suchend, stieg ich zuletzt von dem Berge auf ein Dach, vom Dach durch das Zimmer auf die Strasse.

Die nahe Ostküste der Insel schwingt sich zur Höhe von 970 Fuss und stürzt senkrecht ins Meer, sodass auf dem höchsten Rande die Villa des Zeus liegt. Hier ist das ganze Ufer von furchterregender Wildheit. Geht man vom Tuoro grande zuerst durch das kleine Tal Matromania nach der südöstlichen Seite, so gelangt man an eine Stelle, wo sich die Küste in einem Winkel von den steilsten Linien zusammenzieht. Da schaut man in einen phantastischen Wald von Felszinken, die das Ufer in gräulicher Verwirrung umstarren. Mitten dazwischen öffnet sich ein Fels zu dem prachtvollsten Bogen, dem sogenannten Arco naturale. Nächst der blauen Grotte ist er die überraschendste Einzelmerkwürdigkeit der Insel. Tief unten das Meer, schwarz verschattet, hoch oben der schöne Himmel, rings rotbraune Klippen, über dem Meer der magische Anblick des Caps der Minerva und der Küstenberge von Amalfi und von Salerno.

Hier nun führt eine schroffe Stiege hinab, wo mitten im Ufer eine tiefe, schöne und trümmerreiche Grotte sich wölbt, die rätselhafte Matromania. Ihre Oeffnung hat die Form eines grossen Halbbogens, denn die Höle ist ungefähr 55 Fuss breit und 100 Fuss tief. Ein Werk der Natur, wurde sie doch von Menschenhand geregelt; schon am Eingang sieht man römisches Gemäuer; im Innern klebt noch Mauerwerk an den Wänden. In der Tiefe erheben sich im Halbkreise zwei Aufmauerungen gleich Sitzen übereinander; mitten hindurch führten Stufen, wahrscheinlich zu der Nische des Gottes, dessen Bildsäule hier aufgestellt war. Alles spricht dafür, dass man die Zelle eines Tempels vor sich habe. Der Name Matromania, den die Grotte führt und den das Volk in unbewusster Ironie in „Matrimonio“ verdreht hat, als ob Tiberius hier seine Hochzeiten vollzogen hätte, wird erklärt aus Magnae Matris Antrum oder aus Magnum Mithrae Antrum. Man sagt, der Tempel sei dem Mithras geweiht gewesen, nicht sowol weil der

persische Sonnengott in Hölen verehrt wurde, als weil man in dieser Grotte eins jener Reliefs gefunden hat, welche das mystische Mithrasopfer darstellen, und von denen eine grosse Zahl im vaticanischen Museum sich befindet. In den Studien zu Neapel sah ich zwei dieser Vorstellungen; das eine Relief wurde in der Grotte des Posilip gefunden, das andere in der



Kyklopenfels bei der Matromania-Grotte.

Matromania. Sie stellen Mithras in persischer Tracht vor, knieend auf dem Stier, in dessen Hals er das Opfermesser stösst, während Schlange, Skorpion und Hund den Stier verwunden. Es scheint daher gar nicht widersinnig, in dieser Grotte einen Tempel des Mithras zu sehen. Zu dem mystischen Sonnendienst war sie wol geeignet, denn sie schaut gen Sonnenaufgang, und wer aus ihrer Tiefe den Helios über den fernen Küsten aufsteigen sieht

und das Purpurglühen der Berge und der Meereswellen in Nähe und Weite betrachtet, der wird hier wahrlich zum Sonnenanbeter.

Die wildromantische Lage der Grotte, die Trümmer des alten Tempels, die mystische Vorstellung des Mithrasdienstes, die heilige Stille, das dämmerdunkle Licht und das Herabsickern der Tropfen, endlich der grosse Blick auf Meer und Land, alles Dies vereinigt sich hier, um das Gemüt mit ernstem Schauder zu erfüllen. Und selbst wer vom Mithrasdienst und von Tiberischen Erinnerungen nichts weiss, wird sich hier mitten in einem Mysterium fühlen.

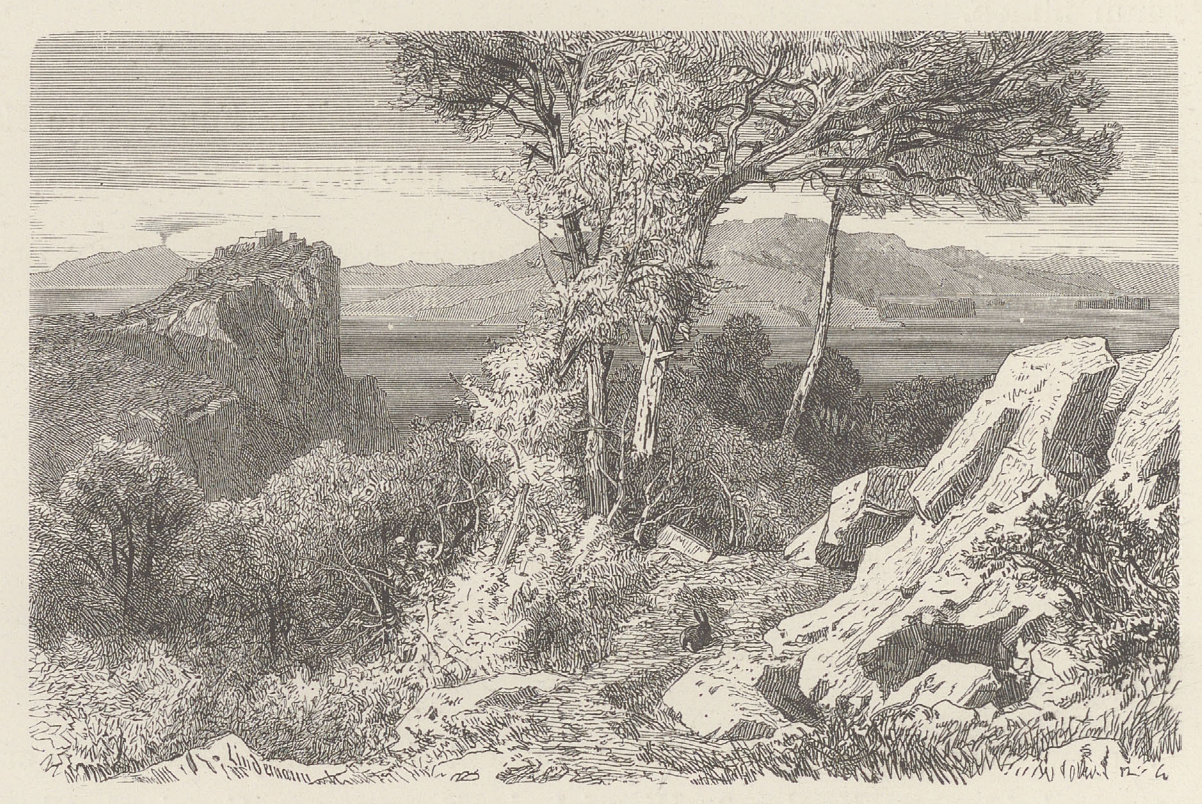
In dieser Höle machte man einen geheimnissvollen Fund, eine Marmortafel mit griechischer Grabinschrift, welche also lautet:

Die ihr das stygische Land, ihr guten Dämonen, bewohnet,
Nehmt auch mich nun auf, den Unseligen nehmt in den Hades,
Den nicht Moira's Gebot fortraffte, die Herrschergewalt nur
Jählings traf mit dem Tod, da schuldlos nimmer ich's ahnte.
Eben noch häuft' auf mich der Geschenke so manches der Cäsar,
Aber er hat nun mir, und den Aeltern vernichtet die Hoffnung.
Noch nicht fünfzehn hab' ich erreicht, nicht zwanzig der Jahre,
Ach! und ich schaue das Licht nicht mehr des erleuchtenden Tages.
Hypatos bin ich genannt; dich ruf' ich noch an, mein Bruder,
Aeltern, ich flehe zu euch: O weint nicht länger, ihr Armen!

Von welcher schrecklichen That spricht in so mysteriösen Worten diese Grabschrift eines Knaben? Hier ist ein Roman von Capri angedeutet. Des armen Hypatos Loos ist verschollen, doch ich weiss es. In einer dämonischen Stunde opferte Tiberius seinen Lieblingsknaben der Sonne, hier in dieser Höle, hier vor dieser Zelle. So opferte später Hadrian den schönen Antinous dem Nil. Denn damals waren Menschenopfer, wenn auch nicht häufig, so doch immer noch in der Gewohnheit, und am meisten brachte man sie dem Mithras dar.

Ja, könnte diese Höle den Mund aufthun, und wollten diese starren Klippen zu reden anfangen, grause Fabeln des Altertums würden sie zu berichten haben. Die Ueberlieferung hat auf dieses wilde Ufer überhaupt den Wohnsitz des Tiberius und die Gräuel seiner grausamen Gelüste ver-

legt. Es ist die diabolische Stelle auf der Insel. Geht man am Südostrand höher hinauf, so kommt man an einen Ort, welcher Salto di Tiberio, Sprung des Tiber, genannt wird. Das Ufer fällt hier mehr als 800 Fuss tief ganz senkrecht in die See. Von diesem Punkt, so sagt die Ueberlieferung, stürzte der Kaiser seine Opfer hinab, und dass es eben derselbe Ort sei, den man schon zur Zeit des Sueton als Merkwürdigkeit auf der Insel zeigte, unterliegt keinem Zweifel, weil so Fürchterliches im Menschengedächtniss nimmer verlöschen konnte. Bei Sueton heisst es: „In Capri wird der Ort seiner Mordlust gezeigt, wo er die Verurteilten nach langen und ausgesuchten



Der Fels des Tiberius mit der Ansicht nach dem Festlande.

Martern in seiner Gegenwart ins Meer stürzen liess. Sie fing unten ein Schwarm von Matrosen auf, um die Körper mit Segelstangen und Rudern zu zerschlagen, auf dass in keinem ein Lebenshauch überbliebe.“ Es ist wahrlich ein diabolisches Vergnügen von diesem schroffen Absturz Steine rollen zu lassen, welche in entsetzten Sprüngen von Zacken zu Zacken sich fortschnellen und die Felsen vom Donner ihres Falls widerhallen machen.

Zwei Schritte weit von dem grausigen Salto liegt jetzt ein kleines Haus, über dessen Thür das Wort Restaurant zu lesen ist. Im Zimmer steht zu jeder Stunde ein gedeckter Tisch, beladen mit Früchten, mit Brot und mit

Flaschen voll Tränen des Tiberius. Derselbe Wirt, der dies Tischchendeckedich eingerichtet hat, liess auch den schmalen Rand des Salto mit einer kleinen Mauer einfassen, und so bietet er dem Fremden das Grässliche gleichsam auf einem Präsentirteller dar.

Man geht durch dieses Haus, um zu dem alten Faro von Capri zu gelangen, welcher kaum 30 Schritte vom Salto entfernt steht. Bis auf die mächtigen quadratischen Unterbauten aus gebranntem Stein ist er zerfallen, auch schlug vor einigen Jahren der Blitz den obern Teil der Trümmer herunter. Rings umher liegen Stücke des Gemäuers, und weit bis in die Weinberge hinein bedecken sie den Boden. Sie und die noch stehenden Reste, welche auch Spuren von gewölbten Gemächern sehen lassen, bezeugen es, dass der Leuchtturm einst ein grossartiger Bau war. Er wetteiferte mit dem Faro von Alexandria, mit den Türmen von Ravenna und von Puteoli. Der Dichter Statius nennt ihn in einem Verse den Nebenbuler des nachtdurchschweifenden Mondes. Nach Sueton stürzte derselbe Faro wenige Tage vor der Ermordung des Tiberius ein, erschüttert durch ein Erdbeben, doch wurde er wieder aufgerichtet, sonst hätte ihn Statius nicht preisen können. Seine heutige Höhe beträgt kaum 60 Fuss. Im Jahr 1804 veranstaltete Hadrawa auch neben dem Faro Ausgrabungen; er fand dort Spuren einer unterirdischen Stiege, vielerlei Marmor und auch jenes Relief, welches die flehenden Gestalten der Crispina und der Lucilla darstellt.

Nun aber gelangen wir mit wenigen Schritten, aufwärts steigend, zu der berühmten Villa des Zeus. Nach Sueton war sie der eigentliche Wohnsitz des Tiberius, und ausdrücklich sagt er, dass der Tyrann nach der Hinrichtung Sejan's aus Furcht vor einer Verschwörung neun Monate lang sich darin eingeschlossen hielt. Es ist zweifellos, dass die Reste auf dem höchsten Nordostufer der Insel, dem Capo, zu jener Villa gehören. Es spricht dafür die Bestimmtheit der Ueberlieferung, der die Insel beherrschende Ort, mehr noch die Ausdehnung des Palasts, dessen Ruinen die grössten Capris sind und überhaupt zu dem Ansehnlichsten gehören, was die Zeit von römischen Lustbauten erhalten hat. Man irrt dort in einem Labyrint von Gewölben und unterirdischen Galerien, von zahllosen Gemächern, welche jetzt zum Teil zu Weingärten oder zu Viehställen benutzt werden. Capitäler, Vasen, Säulenstümpfe, Marmorschwellen liegen noch umher; einzelne Kam-

mern haben noch Reste ihres Stucks, und man erkennt selbst die Malereien in tiefem Gelb oder in dem Dunkelrot von Pompeji. Einige Böden haben noch ihre Mosaik von weissen Marmorstücken mit schwarzer Einfassung, und hie und da sind die Stiegen zu den untern Sälen noch wol erhalten.

Die Villa scheint mehre Stockwerke gehabt zu haben; das unterste steckt noch unausgegraben im Boden. Der oberste Teil überrascht durch den noch ganz erhaltenen Plan seiner Gemächer, welche nach der Seite des Ufers ein Halbkreis umgibt, vielleicht ein Theater; Nischen und Rundmauern lassen weiter auf einen Tempel schliessen. Alles, was zur überschwänglichen Pracht des fürstlichen Lebens gehörte, hat diese Villa vereinigt, und weil sie so lange Zeit Kaisersitz war, muss sie, ehe Nero und Hadrian bauten, alle Villen Roms an Herrlichkeit übertroffen haben. Dazu kommt die unvergleichliche Lage über der Meerenge, wo zwei Golfe dem Blicke frei liegen. Von hier aus sah Tiberius Alles, was auf der Insel vorging, auch die Schiffe, welche von Hellas, von Asien und Afrika in den Golf einliefen, oder die von Rom herabkamen. Köstlich aber muss auf der See selbst der Anblick gewesen sein, segelte man zwischen Capri und dem Minervencap und betrachtete man dort die Marmorschlösser und den Faro, hier die schönen Tempel. Denn Tiberius sah auf jenem Vorgebirg, dessen Spitze heute ein Turm krönt, noch die weltberühmten Tempel der Minerva und der Sirenen, und den Tempel des Herakles.

Ich sass manche Stunde lang auf den Trümmern und baute mir Capri wieder auf. Welch ein Anblick, denkt man sich alle diese Gipfel mit Marmorpalästen geschmückt und das schöne Eiland bedeckt mit Tempeln, Arcaden, Statuen, Theatern, mit Lusthainen und Strassen. Und welch ein Bild würde es sein, sähe man die Römergestalten selbst die Strasse heraufschreiten, den Hof eines Kaisers, Senatoren, Gesandte aus aller Welt, die schönsten Weiber Joniens, die reizendsten Hetären Asiens, ein wilder Schwarm von Bacchantinnen, von Nymphen und Göttern, eine ganze Mythologie phantastischer Gestalten. Denn hier lebte Bacchus, und sein Hofstaat war satirisch. Der ganze Aufenthalt Tiber's auf Capri war eine Satire auf das Menschengeschlecht, die schrecklichste, die je dargestellt worden ist.

Die Vorstellung gewinnt die Züge des Wirklichen, wenn man die Porträts kennt. Man sieht in Neapel schöne Büsten und Kolossalfiguren von Tiberius, die trefflichsten aber besitzt das vaticanische Museum. Ich habe bemerkt, dass jene in Neapel ihn im Alter, diese in Rom meist in jüngern Jahren vorstellen, wahrscheinlich weil die Büsten des Kaisers, welche in Herculanum und Pompeji ausgegraben wurden, seiner caprischen Periode angehören. Im Vatican steht seine kolossale Figur, die in Veji gefunden wurde, jetzt in der Galerie Chiaramonti; sie stellt ihn in idealer Jugendlichkeit als Heros dar, mit porträtgetreuen Zügen. Sein Kopf ist geistvoll und edel geformt, der Mund unendlich fein und schön; in jugendlicher Erscheinung sind seine Züge dionysisch, und auch die Fülle des Körpers ist wollüstig, ja weibisch zu nennen. Dies moralische Ungeheuer war, wie Cäsar Borgia zu seiner Zeit, der schönste Mann unter den Lebenden; von allen Kaisern Roms übertrifft ihn nur Augustus an classischer Schönheit. Man vergisst den Kopf des Tiberius nicht mehr, wenn man ihn einmal sah; man erwartete das verzerrte Antlitz eines Dämons zu erblicken und ist überrascht von der Feinheit seiner weiblichen Züge, die einem Sardanapal so wol entsprechen würden. Nur im Alter zieht sich um den Mund ein schneidend scharfer Zug von Hohn und Skepsis, und der Ausdruck bekommt etwas widerwärtig Starres, hartherzig Verschlossenes, selbst Gemeines. So zeigt ihn der kolossale Kopf in Neapel, und so ihn seine Büste im Capitol. Will man aber die bestialische Bosheit ganz plastisch vor sich sehen, so muss man den teuflischen Kopf des Caracalla betrachten, das Vollendetste von diabolischer Charakterbildung, was die Sculptur erreicht hat.

Ich glaube, der schreckliche Mann war nur ein fürchterliches Urteil, welches die Weltgeschichte vollzogen hat. Er war der erste eigentliche Monarch nach August, der noch in den Formen der Republik regiert hatte. Er erbte eine sclavisch werdende Menschheit. Selbst zum Bösen bestimmt, ging er an der schlechten Welt und mit ihr als Teufel zu Grunde. Caligula wurde an dem Gedanken wahnsinnig, Herrscher der Erde zu sein, und dauerte nur wenig Jahre. Das ist kein Wunder. Denn diesen Menschen warf eines Tags der Zufall die Welt mit allen ihren Genüssen vor die Füsse; sie wurden darüber sinnlos, sie hätten die Erde auf einmal ausschlürfen mögen wie ein Ei. Nach den Bürgerkriegen und Augustus trat eine fürchterliche Stille in der Weltgeschichte ein, eine Pause im Leben der Mensch-

heit, da die alte Welt unaufhaltsam verrottete. August war gross und glücklich, weil er seine Herrschaft errungen hatte; seine Nachfolger waren elend, weil sie nichts zu erstreben hatten. Auf einmal in den Besitz eines Weltreichs gesetzt, wussten sie nicht, womit sie ihre Tage hinbringen sollten, denn auch der Genuss wird unerträglich, wenn ihn nicht Mühe würzt und Entbehrung unterbricht. Caligula überbrückte im Wahnsinn das Meer, Claudius ward ein Bücherwurm, Nero steckte Rom in Brand und spielte dazu die Zither, er machte Verse und wollte wenigstens als Wagenlenker und Komödiant etwas gelten. In jener Periode allgemeiner Erschlaffung finden wir hintereinander Tiberius, Caligula, Claudius und Nero, Dämonen und Verrückte, weil das Räderwerk der Geschichte stille hielt. Beispiellos teuflisch wäre die Natur, schaffte sie solche Ungeheuer nacheinander, grundlos und als einen abgeschmackten Zufall.

Aber man würde dem Charakter des Tiberius Unrecht thun, würfe man ihn mit seinen Nachfolgern zusammen. Diese waren plumpe, nackte Bösewichte, die, jegliche Maske abgeworfen, ihre bestialische Natur offen zur Schau stellten. Tiberius, seiner Zeit an Geist überlegen, war ein feiner Kopf, ein vollendeter Diplomat aus der Schule des Heuchlers August. So fein, verhüllt, still herauslauernd und vorsichtig spähend ist auch sein Antlitz, zumal der jesuitische Zug um den Mund, und schwerlich hat die Natur einen vollkommenern Diplomatenmund geschaffen. Scharf geschlossen sagt er das Wort Talleyrand's, dass die Sprache dazu da sei, die Gedanken zu verbergen. Wir aber wissen aus dem Tacitus, welcher Art die Kunst des Tiberius im Sprechen war. Die Grammatik und Logik der Diplomaten hat Tiberius erschaffen. Dieser Mann versprach nicht, noch schwor er, noch log er, der eine fortwährende Lüge war. Wie plump erscheinen gegen diesen feinen, classischen Despoten Herrscher späterer Geschichte, Abenteurer, die sich auf einen Tron offenbar hinaufgelogen, und Könige, welche offenbar die Eidschwüre brachen. Tiberius würde sie unter seine Freigelassenen verweisen, mit verächtlichem Lächeln. Dieser Mann liess niemals ahnen, was er thun würde, denn auch das Gegenteil war gewiss. Er schlug nie den Dingen geradezu und mit der brutalen Gewalt der sogenannten Staatsstreiche auf den Kopf, er umschlich sie. Sein Wille und seine Absicht waren wie Helldunkel zweifelhaft. Man lese nur die meisterhafte Geschichte vom Sturz des Sejan.

Der Mann von Elba hat einst den Charakter des Tiberius warm verteidigt und gegen die Urteile des Tacitus und der Geschichte in Schutz genommen.

Nachdem nun Tiberius die Diplomatie des Augustus zu dem System des Jesuitismus verfeinert hatte, zog er sich in diese Villa zurück, um lebensekel sich im Genusse zu betäuben. Die Furcht, welche er als Regierungsprincip eingeführt hatte, liess ihn selbst nicht sterben. Er erschöpfte jegliche Wollust, aber die menschliche Natur ist so dürftig organisirt, dass sie nur einen winzigen Teil von Lust geniessen kann. Dies lehrt die Felsenscholle Capri und diese Villa des Zeus, in welche sich der Herrscher der Welt verbannte, der diese selbst nur als ein Exil zu betrachten gelernt hatte. Es schaudert mir, denke ich, welche Scenen die Wände dieser Gemächer gesehen haben, welchen furienbisstrunkenen Taumel losgelassener Schmerzenslüste. Innerhalb derselben Wände, die einst widerhallten von lydischen Flöten und von dem Gesange der schönsten Weiber, wohnt jetzt das Vieh der armen Bauern; und dies ist heute die Ausstattung der Säle des Tiberius: Epheu, wilde Feigenbäume, Malven, Rosen, Cinerarien, Granatenbäume, das wuchert in diesen zerstörten Zimmern wildschön durcheinander, und im Winde tanzen die Reben, die Enkel des alten capräischen Bacchus, als wären sie die Geister jener Hetären, welche einst hier den Cancan um Tiberius getanzt haben.

Oben steht eine Kapelle, Santa Maria del Soccorso, auf der höchsten Höhe der Villa und über ihren Ruinen gebaut. Dort wohnt ein Eremit. Kein Ort in der Welt ist zum Büssen so passend als die Ruine dieser Villa des Eremiten Tiberius, unter dessen Regierung und während dessen Aufenthalt in Capri Christus ans Kreuz geschlagen wurde. Die Kapelle steht hier wie das Christentum selbst auf den Trümmern der heidnischen Welt, deren Busse es war. Dies Zusammentreffen ist seltsam, und ich meine, hier ist eine der tiefsinnigsten Stellen, an denen man verweilen mag. Denn hier steigen vor dem Blick zwei ungewöhnliche Gestalten auf, Zeitgenossen, Repräsentanten zweier Weltperioden: hier im Westen der greise Dämon Tiberius, der Beherrscher der Erde, der Repräsentant der untergehenden heidnischen Welt und das Ebenbild ihres sittlichen Elends; dort im Osten der junge ideale Mensch Jesus, an das Kreuz geschlagen, aber umringt von

begeisterten Propheten eines neuen Erdenfrühlings. Diese beiden Gestalten stehen sich gegenüber wie Ahriman und Ormuzd, der Gott des Lichts und der Finsterniss.

Wie denkt man hier auch an jene lichtberauschte Gestalt des Johannes von Pathmos, neben dem der Adler des Zeus noch als heidnisches Symbol zu sehen ist!

In solchen Betrachtungen und Nachdenken über die Jugend des ersten Christentums stand ich auf diesen Trümmern, und siehe, da trat mir plötzlich die historische Erscheinung jener erhabenen Religion entgegen, in der Gestalt des Franciscanereremiten, und fast wich ich vor dem Mann zurück: ein alter Mönch mit langem weissen Bart, in schwarzer Kutte, ein Klumpfuss, hinkend, hässlich und mit habgierigen Augen. Da war es mir, als sah ich Tiberius als Mephistopheles vor mir, und mit satirischem Lachen hörte ich ihn sagen: „Dies ist die Geschichte des christlichen Ideals!"

Der Klumpfuss hinkte mir voran in seine Zelle. Ich suchte unter seinen Büchern und las auf deren einem diesen Titel: „Legendarium der heiligen Jungfrauen, welche für unsern Herrn Jesus Christus gestorben sind." Auch der Eremit Tiberius las auf derselben Stelle Bücher von Jungfrauen, aber nicht von solchen, die für seinen Zeitgenossen in den Tod gingen, sondern es waren die Bücher der griechischen Hetäre Elephantis, welche die Kunst der Wollust behandelten und damals in Rom Mode waren. Sueton erzählt, dass er diese Schriften in seinen Zimmern auf Capri gehabt habe. Indess auch Lascivitäten fand ich bei dem jetzigen Nachfolger des Tiberius. Er zeigte mir die Copie eines Reliefs, welches man im Museum zu Neapel sehen kann. Es stellt einen ältlichen nackten Mann zu Ross dar; vor ihm sitzt auf dem Sattel ein nacktes Mädchen mit einer Fackel, ein nackter Jüngling führt das Ross gegen die Statue eines Priaps. Die Aehnlichkeit des Reiters mit Tiberius ist so auffallend, dass man glauben will, jenes Relief stelle eine nächtliche Scene aus seinem Leben in Capri dar; aber die Halskette, welche die Gestalt trägt, ist genau dieselbe, die der sterbende Fechter und andere Gallier zu tragen pflegen, sie passt also nicht für den Kaiser Tiber. Der Eremit hatte das Relief in Wasserfarben erstaunlich fleissig und mit sichtbarem Behagen am Nackten copirt; es gehört nämlich

zu seinem Local, weil es unter den Trümmern der Villa ausgegraben wurde. Zwei mal wurden diese durchsucht, doch jedesmal unvollständig, im Jahr 1804 von Hadrawa, von Feola 1827. Man fand schöne Pavimente von Marmor, wovon eins sich in der Hauptkirche Capris vor den Altar gerettet hat, viele köstliche Säulen, darunter eine kleine von Lapis Lazuli, welche ein Engländer erstand, Bildsäulen, die man verschleuderte, Mosaiken, welche das Museum von Neapel aufbewahrt.

Kein Kaiser in der Welt kann sich rühmen, im Besitz eines Hauses von gleich schöner Aussicht zu sein, als dem Eremiten seine merkwürdige Klause gewährt. Aus seinen Fenstern überschaut er die Golfe von Neapel und von Salerno und die schönsten Küsten und Inseln Italiens. Nichts gleicht dem Blick auf das ganz nahe Vorgebirg der Minerva, dessen Formen von der herrlichsten Plastik sind; hinter ihm sieht man die schönen Bergreihen des Sant Angelo und des ganzen Ufers von Amalfi und Salerno in der Verkürzung aufgereiht, wie Coulissen eines ungeheuern Theaters, bis sie sich im grandiosen Bogen nach Pästum ziehen. In klarer Luft sah ich Pästum weit über Meer, dann das Castell Baro und die Punta Licosa in meilenweiter Ferne. Bei Sonnenuntergang ist das Irisspiel der Farben über den Bergen hinreissend wie eine Phantasmagorie, und oft war es mir, als wäre, was ich sah, nicht Wirklichkeit, sondern das stralende Bild einer Vision.

Eines Abends sass ich auf den Ruinen der Villa und weidete mich an dem grossen Anblik jenes Caps, da fiel mein Blick auf die silberweisse Haut einer Schlange, die, jüngst abgestreift, mir zu Füssen lag. Ich nahm sie auf wie ein göttliches Geschenk, das für mich selbst mit vergangenen Tagen in einer gewissen ominösen Verbindung stand. Mir fiel aber auch ein, dass Tiberius hier eine Lieblingsschlange gehalten, die er fütterte und mit der er zu spielen pflegte. Ich stieg mit meinem Fund den Berg hinunter. Da kam mir Mephistopheles auf einem Esel nachgeritten. Ich zeigte dem Mönch die Schlangenhaut und erfuhr dabei, dass dieser geheimnissvolle Mensch der ausbündigste Schlangenzauberer sei. Denn er erzählte mir, dass er die Schlangen fange und zwar lebendige und zu jeder Zeit und jede, welche er wolle. Ich fragte ihn hierauf, wie er das mache. „Ich greife sie“, sagte er, „wenn ich ihnen befohlen habe, still zu liegen; sie wickeln sich sogleich um meinen Arm, dann sperre ich sie in ein Gefäss und schicke sie nach Neapel

an die Apotheker.“ — „Wie könnt Ihr ihnen aber befehlen, still zu liegen?“ Er antwortete mit einem satanischen Lächeln: „Ich sage ihnen einen Spruch vor und den Namen Sanct Paul, dann liegen sie gleich still.“ — „Könnt Ihr mir den Spruch nicht geben“, fragte ich, „damit ich auch den Schlangen befehlen könne?“ — „Nein“, sagte er, „ich habe ihn von einem andern Einsiedler und dem mit heiligem Schwur gelobt, ihn nicht wegzugeben.“

Als ich fragte, warum im Spruch der Name Sanct Paul vorkomme, so entgegnete er, dass der heilige Paulus der Patron der Schlangen sei, und dass alle Thiere ihre Patrone hätten. Wie mir nun der Mönch das gesagt hatte, so fragte ich ihn nach den Patronen von Allem, was da kreucht und fleucht. Von den Eidechsen ist die Patronin die heilige Gertrude; dies nimmt mich für sie ein, denn die Eidechsen liebe ich gar sehr; sie haben etwas Graziöses und Mädchenhaftes, auch lispeln sie mit dem Zünglein auf eine allerliebste Weise. Sanct Antonius ist der Patron der Fische, die heilige Agathe die Patronin der Löwen, die heilige Agnes die der Lämmer.

So hatte ich also richtig geahnt, dass dieser Eremit ein Schwarzkünstler sei, und ich glaube, er treibt noch andere dunkle Sachen im Mondschein auf den Ruinen und an den Klippen mit Kräutern, Wurzeln und schädlichem Gewürm.

Wir haben nun wahrlich vergessen, dass es auf dem Eiland noch ein zweites Städtchen, Ana-Capri, gibt. Dies ist kein Wunder, denn wer auf Unter-Capri lebt, hört und sieht von jenem Orte nichts. So sehr hat ihn die Natur von allem Verkehr abgeschieden. Man sieht eben nur die steile Felsenstiege, welche dort hinaufführt und deren Beschwerlichkeit nicht zum Steigen reizt; und so möchte es nicht leicht irgendwo die gleiche Sonderbarkeit geben, dass zwei Städte auf ein und demselben kleinen Eiland, deren Entfernung auf ebenem Boden wenig mehr als eine Viertelstunde beträgt, so gänzlich voneinander gesondert sind, dass ihre Bewohner nur selten miteinander verkehren, an ihren beiderseitigen Festen selten teilnehmen und selbst einen verschiedenen Dialekt reden.

Die Liebe, so erzählt die Sage, war die Gründerin von Ana-Capri. Ein junges Paar entfloh in alten Tagen aus der Unterstadt, erstieg die



EICHNER sc.

X. A. v. R. Brend'amour

Der Golf von Neapel von dem Wege nach Anacapri aus.



schroffen Felsen der obern Insel und baute sich dort im Gebüsch hoch oben am Fusse des Solaro eine Einsiedelei. Seitdem folgten andere Verliebte, und so entstand mit der Zeit diese Colonie der Liebesgötter, welche jetzt Ana-Capri heisst.

Und auch heute fliegt der beschwingte Amor wie ein Bergfalke herüber und hinüber von Capri nach Ana-Capri und leiht dem Jüngling seine Flügel, welcher eins jener wilden und schönen Mädchen liebt, die oben in ihrem kleinen Hause unter Rebenranken am Webestule sitzen, seidene Bänder weben und Sehnsuchtslieder singen, wie die Circe in der Odyssee.

So ist also Ana-Capri von der untern Insel geschieden, dass nirgends ein Weg nach oben führt, als jene 560 Stufen hohe Jakobsleiter. Denn plötzlich steigen die Felsenwände, steil und senkrecht wie Mauern, in den wildesten Formen über dem untern Capri auf und bilden gleichsam die gigantische Wand, über welcher, dem Dach einer Basilika gleich, der Berg Solaro sich lagert und auf seiner Schräge das weltabgeschiedene Volk und die Stadt Ana-Capri trägt, gleichsam ein Volk von Eremiten. Im Zickzack führt die in den lebenden Stein gehauene Stiege an dem scharfen Felsenrand aufwärts und endet oben auf der Plattform. Man schreibt dies sonderbare Werk den ältesten Zeiten zu, als Phönizier oder Griechen die Oberstadt anlegten, denn nur auf dieser Stelle ist eine Verbindung mit der Unterstadt möglich. Man sieht auch noch Spuren der ältesten Stiege. Auf der Hälfte dieses Wegs steht heute die kleine bizarre Kapelle des heiligen Antonius, wo man Odem schöpfen kann, denn man erreicht die Höhe nicht, ohne entatmet zu sein. Aber die unvergleichliche Fernsicht von der Plattform, Capo di Monte genannt, belohnt die Mühe reichlich, da man den ungeheuern Fels mit seiner breiten Brust und den schwebenden Bäumen, welche hängenden Gärten der Semiramis gleichen, frei in die Luft ragen und in die Tiefe hinunterschwindeln sieht, und unter sich den malerischen Anblick von ganz Nieder-Capri und den Prospect in beide Meere hat. Hoch über der Plattform steigt der Solaro, von wüstem grauen Gestein überdeckt, noch einige Hundert Fuss empor, und trägt auf einer scharfen Kante die schönen Ruinen des Castells Barbarossa, welches seinen Namen von dem berühmten Korsaren führt, der einst Capri zerstörte.

Sobald man nun wenige Schritte auf der Plattform weiter geht, breitet sich vor den Augen eine neue und fremde Welt aus. Unter-Capri ist verschwunden, man tritt in die reizendste Einsiedelei von überraschender Schönheit. Der Berg Solaro, ganz das Ebenbild des Monte Pellegrino von Palermo, gipfelt sich schroff auf; er ist kahl und braun und mit zahllosen Blöcken übertrümmert. Gegen Westen und Norden senkt er sich zu der grössten Ebene nieder, welche die Insel besitzt, und auf diesem schrägen Abhange liegt hoch über dem Meer, unter grünen Bäumen und blühenden Gebüschen, Ana-Capri. Das Städtchen besteht aus Eremitagen, denn die kleinen, originell gebauten Häuser liegen in den Gärten zerstreut; und hier gibt es mehr Baumwuchs als in Capri, namentlich viel Oelbäume und sehr viel Reben, die sich nach campanischer Art um die Bäume ranken. Die Luft ist rein und balsamisch, aber die Sonnenglut wirkt um so stärker auf der schiefen Ebene. Blickt man in dieses unbeschreiblich malerische Städtchen, in diese seltsame sonnverbrannte Felsenöde über ihm, in die grenzenlose Stille des blauen Meers in allen Fernen, so möchte man hier den Wanderstab in die Erde stecken und der Welt Lebewol sagend seine Eremitenzelle bauen.

Hier ist es noch stiller als in Capri. Man sieht nur Menschen, welche singend arbeiten, vor der Thüre am Webestul sitzen oder die Spindel mit der gelben Seide drehen, oder im Garten graben und die Maulbeerblätter für den Seidenwurm abpflücken, oder solche, die mit dem Wasserkrug auf dem Kopf daherkommen. Weil die Männer draussen sind und, da es Sommer ist, so viele Jünglinge auf den Korallenfang nach Afrika oder Corsica gezogen sind, sieht man in dem Städtchen fast nur Weiber, und es scheint, wir wären zu den Weibern von Lemnos gekommen, welche männerlos auf ihrem Felsen sitzen, endlose Gewebe fortwebend.

An den Tagen und Stunden, wo die Barken von Neapel heimkommen sollten, fand ich oft über der Stiege eine Schar von Mädchen sitzen, oft mehr als dreissig, viele von seltener Schönheit. Plaudernd sassen sie um die Felsen und spähten den nahenden Segeln entgegen, um dann an den Strand hinabzusteigen. Ich setzte mich unter sie und sah nicht minder sehnsüchtig über den Golf auf das weisse Schiff, ob es nicht einen Brief in diese Einsamkeit herüberbrächte. Fast alle hatten sie einen Strauss in der Hand oder einen

Zweig Basilikum, durch die Blume zu bitten; Antoniella aber hielt den prächtigsten Strauss vor sich von Basilikum, Nelken, purpurroten Rosen und Myrten, mit einem bunten Band kunstvoll in Schleifen zugebunden. Dieser Strauss wurde das Sinnbild unserer Freundschaft und der Schlüssel zu dem reizendsten Weberhäuschen von Ana-Capri, wo ich manche Stunde mit den naivsten Naturkindern verbracht habe. Antoniella webte in einer Gartenkammer, ganz im Grün unter Weinlaub und blühenden Oleandern, und sie war flink und geschickt wie die Spinnerin Arachne; ihre ältere Schwester webte neben ihr weisses Baumwollenband, sie aber ein buntgemustertes. Sie verstand nicht auf der Maultrommel zu spielen, aber desto geübter schlug sie die tönende Handpauke. Ihre Brüder waren draussen auf dem Meer. Der Fleiss dieser Mädchen, die alle mit der Weberei beschäftigt sind, ist erstaunlich, denn schon mit Sonnenaufgang setzen sie sich an den Webestul, und mit weniger Unterbrechung weben sie bis zum Sonnenuntergang, und so das ganze Jahr hindurch. Freilich sind sie nicht zu jenem Lasttragen verdammt, wie ihre Inselschwestern in Capri; nur wenn das Regenwasser in den Cisternen ausgeht, müssen sie die Stiege hinuntersteigen und in Krügen das Wasser von Capri herauftragen, wo vier dürftige Quellen fliessen. Goldenes Geschmeide und Korallenschmuck, auch silberne Pfeile in den Haaren tragen sie alle, und das Mädchen würde unglücklich sein, welches solchen Schmuck nicht besässe.

Es gibt im Ort einen schönen Campo Santo, voll von Cypressen und Blumen; der grösste Stolz der Ana-Capresen aber ist das sogenannte irdische Paradies, nämlich der Fussboden ihrer Kirche, auf dessen Fliesen in Smalto das Paradies dargestellt ist, ein gutgezeichnetes Werk des Chiaese aus dem 17. Jahrhundert. Auch hier ist die Architektur bizarr und maurisch, höchst charaktervoll, und es gibt dort Masserien, die mit ihrer Pergola reizend genug aussehen. Wenig Tiberische Ruinen sind in Ana-Capri aufzufinden; der Weinbauer hat sie hinweggetilgt, auch standen hier weniger Gebäude als auf Capri. Die meisten Mauerüberreste hat noch die Ebene Damecuta, ein fruchtbares Land, welches zur Küste sanft niedersteigt und in dessen Ufer die blaue Grotte liegt. Es ist eigentümlich, dass Ober-Capri trotz seiner Höhe doch niedrigere Küsten hat als Unter-Capri; denn es senkt sich der hochgegipfelte Berg lang hingestreckt nach dem Westen wie nach dem Norden in das Meer, aber dennoch ist das Ufer weder der Barke noch dem Menschen-

fuss zugänglich, strandlos, hafenlos und dem Schiffbrüchigen sicheres Verderben bringend.

Der Turm von Damecuta bezeichnet ungefähr die Stelle, wo unten am Ufer die nun weltberühmte blaue Grotte liegt, das Wunder Capris, doch nicht das einzige dieser sirenischen Inseln. Von dem Tage, da sie entdeckt wurde, erzählte mir mein Wirt Michele ausführlich. Er machte damals die Unternehmung als Knabe mit. Es waren sein verstorbener Vater Giuseppe, August Kopisch, der Maler Fries und der Schiffer Angelo Ferraro, welche es wagten, in diese Grotte einzudringen. Alle sind sie nun todt, nur Michele weiss von der Entdeckung zu erzählen. Ein Onkel Pagano's, damals Priester auf Capri, ermahnte die Gesellschaft, von dem Versuch abzustehen, denn die Höle sei der Aufenthalt böser Geister und viel Seeungeheuer hausten in ihr. Auch war das Eindringen schwierig, weil es vor der Entdeckung keine einzige kleine Barke auf der Insel gab. Es drang also Angelo auf einer Wanne ein, Kopisch und Fries schwammen. Mein Wirt beschrieb mir lebhaft das Jauchzen beider Maler, als sie nun in der Grotte waren, und zumal, sagte er, war Fries wie von Sinnen, er schwamm bald heraus, bald hinein, und immer mit Jubeln und mit Jauchzen. August Kopisch hatte keine Ruhe, er eilte sofort nach Neapel und holte seine Freunde, und so that er ab und zu. Pagano bewahrt ein altes Fremdenbuch wie eine Reliquie; darin hat Kopisch unter dem 17. August 1826 folgendes Entdeckungsdocument hineingeschrieben:

«Freunde wunderbarer Naturschönheiten mache ich auf eine von mir nach den Angaben unsers Wirts Giuseppe Pagano mit ihm und Herrn Fries entdeckte Grotte aufmerksam, welche furchtsamer Aberglaube Jahrhunderte lang nicht zu besuchen wagte. Bis jetzt ist sie nur für gute Schwimmer zugänglich; wenn das Meer ganz ruhig ist, gelingt es auch wol, mit einem kleinen Nachen einzudringen, doch ist dies gefährlich, weil die geringste sich erhebende Luft das Wiederherauskommen unmöglich machen würde. Wir benannten diese Grotte die blaue (la grotta azurra), weil das Licht aus der Tiefe des Meers ihren weiten Raum blau erleuchtet. Man wird sich sonderbar überrascht finden, das Wasser blauem Feuer ähnlich die Grotte erfüllen zu sehen; jede Welle scheint eine Flamme. Im Hintergrund führt ein alter Weg in den Felsen, vielleicht nach dem darüber gelegenen Damecuta, wo

der Sage nach Tiber Mädchen verschlossen haben soll, und es ist möglich, dass diese Höle sein heimlicher Landungsplatz war. Bis jetzt ist nur ein Marinaro und ein Eseltreiber so herzhaft, diese Unternehmung mit zu wagen, weil allerhand Fabeln von dieser Höle in Umlauf sind. Ich rate aber Jedem, sich vorher mit diesen beiden des Preises wegen zu verständigen. Der Wirt, welchen ich seiner Kenntniss der Insel wegen empfehle, will einen ganz kleinen schmalen Nachen bauen lassen, womit dann bequemer hineingefahren werden könnte. Bis jetzt will ich es nur guten Schwimmern raten. Sie ist des Morgens am schönsten, weil Nachmittags das Tageslicht stärker und störender hineinfällt und der wunderbare Zauber dadurch gemindert wird. Der malerische Eindruck wird noch erhöht, wenn man, wie wir, mit flammenden Pechpfannen hinein schwimmt.»

Also Kopisch. Der treffliche Mann hat sich in diesem Eiland ein herrliches Denkmal entdeckt, und mir ist es, als wäre die wunderbare Grotte deutsches Eigentum und deutsches Symbol. An dieser Stelle verweben sich mit jenem Dichtermaler viel Erinnerungen auch an Tieck, an Novalis, an Fouqué, an Arnim, an Brentano, die nun Alle heimgegangen sind bis auf den trefflichen Eichendorff und bis auf Heine, den letzten verwunschenen Prinzen dieser Dichterschule. Wir wollen denn als Grabesspender aus dem blauen Feuerwasser von Capri einen versöhnlichen Weihguss auf die Gräber jener todten Dichter giessen. Denn von dieser Grotte haben sie alle geträumt, und wahrlich, es konnte der Preis ihrer Auffindung auch nur einem Maler und Dichter zukommen, aus der Zeit Derer, welche die blaue Wunderblume der Poesie suchten bei den Undinen in der Tiefe, bei der Frau Venus im Berge und in den unterirdischen Grotten der Isis. Sie waren alle liebenswürdige kleine und grosse Kinder, Knaben mit dem Wunderhorn. Ihr Hoherpriester Novalis sieht aus wie ein schöner, bleicher Knabe, der sich in das lange Predigergewand seines todten Urgrossvaters gesteckt hat und mystische Weisheit redet, von der Niemand weiss, wie das Kind dazu gekommen. Ihre Muse aber ist eine Sirene. Sie wohnt in der blauen Grotte von Capri, der Insel des grausamen Wollüstlings Tiberius. Sie haben alle ihren herzbewegenden Gesang gehört, und keiner hat sie gefunden, sie haben sie alle gesucht und sind vor Sehnsucht nach der blauen Wunderblume alle gestorben. Goethe hat es ihnen prophezeit in dem «Fischer»: «Halb zog sie ihn, halb sank er hin und ward nicht mehr geseh'n.» Und nun, da die blaue Wunder-

blume, nämlich die blaue Wundergrotte, denn das war das unbekannte Mysterium, gefunden ist, ward der Zauber gelöst, und kein Lied der Romantiker wird mehr gehört werden in deutschen Landen.

Als ich in die Grotte einfuhr, war es mir, als wäre ich in eins jener Märchen zurückgekehrt, mit denen man als Kind zusammenlebt. Welt und Tag sind auf einmal verschwunden, und da ist man in der wölbenden Erde und in einem Dämmer von blauem Feuerlicht. Die Wellen atmen still und perlen Funken empor, wie als sprossten aus den Tiefen blitzende Smaragde und rote Rubinen und tausend Karfunkelsteine auf. Geisterhaft blau sind die Wände und mysteriös anzusehen, wie Paläste von Feen. Es ist Schein von fremdem Wesen und von fremdem Geist, ganz wunderbar, heimlich und unheimlich zugleich. Alles ist still wie in einer Schattenwelt, da Niemand auch nur reden mag. Du jauchzest zuerst auf, dann bist du still, und es schallt nur das plätschernde Ruder oder das Kichern der Wellen, welche Phosphorkränze um die Felsenwände schlingen. Das blaue magische Wasser lockt unwiderstehlich. Man muss hinabspringen, und man taucht sich wie in ein Lichtmeer nieder. Ja, ich glaube wol, dass Tiberius hier badete und unter den schönen Mädchen seines Harems hier umherschwamm, wie Sueton erzählt. In dieser wollüstig strömenden Phosphorflut glühten dann die Mädchenleiber wie stralende Leiber von Meerfeien, und nicht hat hier Sirenengesang und Flötenspiel gefehlt, um solches Bad zu einem unsaglichen Wollustbade zu machen. Ich sah auf einer griechischen Vase eine Sirene gemalt, ein wunderliebliches Wesen, das hebt beide lilienweisse Arme auf, kichert und schlägt zwei blitzende Erzbecken zusammen. So kommen hier die Sirenen aus der blauen Feuerflut herauf, schlagen die Erzbecken zusammen, kichern und tauchen auf und unter. Aber nur Sonntagsmenschen sehen sie und kleine Kinder.

Man muss über den Reichtum dieses Eilands an Grotten sich verwundern. Erdgrotten und Meergrotten, seltsam geformt und alle schön, gibt es hier so viele, dass man nicht alle kennen lernen kann. Ich bin in mehr als fünfzehn dieser Grotten eingedrungen und habe darunter auf der südlichen Seite eine kleine gefunden, welche genau die blauen Lichteffecte der Grotta azurra zeigt. In andern findet man grüne Lichter, je nach der Beschaffenheit des Grundes, in weisslichem Feuer phosphorescirend, zumal in der

Grotta verde, der herrlichsten Capris durch ihre prächtig gewölbte Architektur und die Umfassung grandioser Felsenzinnen. Sie ist nicht ganz unterirdisch bedeckt, sondern hat eine Felsendurchfahrt von einer Seite zur andern. Einige dieser Grotten haben Namen, wie die Marmolata, die Marinella, andere sind namenlos. Ich machte mir das Vergnügen, alle die namenlosen, die ich besuchte, zu benennen, ohne den Ruhm eines Hölenentdeckers zu beanspruchen. Und so weiss ich nur allein, wie schön es ist in der Grotte Stella di Mare, in der wundersamen meerblumengeschmückten Grotte Euphorion, in der Grotte der Meerspinne, deren Wände gelb sind und deren Gestein, wo es die Welle benetzt, rosig, sammtgrün und weisslich schimmert. In einer Grotte war es ein Wogenschlürfen und ein anapästisches Wellenschlagen, sodass ich sie den Eumeniden geweiht habe. Alle liegen sie vom Ufer des Solaro bis hinaus über die Faraglioni, unscheinbar aussen, da ihre Mündung oft dem oberflächlichen Blick entgeht, drinnen hochwölbig, dunkel, wellenstill, von Meerspinnen, Seeigeln, Meersternen bewohnt, eine zauberische Geistereinsiedelei.

Es ist höchst belohnend, die ganze Insel zu umfahren. Man braucht dazu drei Stunden und kann in dieser Zeit auch einige Grotten besuchen. Die Westküste hat die Hölenbildung nicht, denn hier sinkt das Ufer vom Solaro nieder zwischen beiden Caps Punta di Vitareto und Punta di Carena. Es sendet dort drei niedrige, doch schroffe Spitzen aus, Campetiello, Pino und Orica, welche mit Schanzen bewehrt sind. Und hier war auch die Stelle, wo die Muratisten bei Nacht die Felsen erklimmten. Rudert man aber um die Carena, so wird das Südufer plötzlich riesenhoch und fürchterlich steil; die Felsen steigen, gigantisch und wild, senkrecht vom Wasserspiegel auf bis in das Gewölk, welches ihre Gipfel nebelnd umspinnt. So geht die Südküste fort bis zur Punta Tragara, und nicht minder erhaben und bizarr zugleich ist die ganze Ostküste bis zum Lo Capo, dem Nordostcap der Insel. Hier ist das Ufer voll von stalaktitischen Hölenbildungen.

Nun noch hinauf zum Gipfel Capris, zum Solaro. Steigt man über Ana-Capri auf pfadlosen Felsen mühsam kletternd, so gelangt man zu dem Kamm des Berges. Form und Anblick ist überraschend, weil der Berg sich auf der Höhe selbst tief einsenkt und eine dürre braune Fläche darbietet, das Dach jener Felsenwände, die nach Capri abstürzen. Auf braunem Haide-

land geht man fort zwischen starren Kalksteinblöcken, und jeder Schritt stört Schwärme brauner Heuschrecken auf, welche in unglaublicher Zahl den Boden bedecken. Am Rand dieser Fläche aber hängt an schauerlichen Felsen hoch über dem Meer die Klause des Eremiten von Ana-Capri, und nimmer sah ich noch eine Eremitage, die es so ganz gewesen. Man muss durch die alte Kapelle gehen, um in die Klause zu treten. Ich fand alle Thüren offen und den Siedler nicht daheim. Seine Kutte hing über der Mauer seines Felsengärtchens, über seinem Bette der heilige Antonius von Padua, ein geweihter Oelzweig und ein Rosenkranz; in seiner Vorratskammer die Madonna dolorosa, weinend, grade über einem Häuflein Zwiebeln, und da standen umher ein Korb voll Brot und ein paar leere Teller.

Ich sah im Campo Santo zu Pisa jenes phantasiereiche alte Frescogemälde von Ambrogio und Piero Lorenzetti, welches das Leben heiliger Eremiten in der Wüste darstellt, und fand einen Zug daraus hier lebend wieder. Ich glaube, der alte Eremit predigt hier jeden Freitag den Fischen, wie der heilige Antonius, den man auf einem Bilde in Rom sehen kann, wie er auf einer Felsenklippe steht und in das Meer hinunterpredigt. Es strecken aber die dummen Fische ihre Köpfe heraus und sperren alle die Mäuler weit auf. Wie ich nun in der Klause umherging, kam der Alte, ein Laienbruder. Er trug ein Bündel Reisig auf der Schulter. Sehr froh, einen Gast zu finden, entschuldigte er sich, dass er keinen Wein habe. Schon 32 Jahre klaust er oben in der Felsenwüste, und auch er hinkt vom Bergerklettern, doch nicht mephistophelisch klumpfüssig wie der Tiberius-Eremit, sondern nur menschenfreundlich sanft wie die Heiligen und die indischen Götter.

Ueber seiner schwindelnden Klause steht der Gipfel des Solaro, die Spitze Capris und, wie ich schon sagte, die Warte eines einsamlichen, segelerspähenden Mannes. Hat man sich dort hinaufgearbeitet, so geniesst man endlich den Lohn des Hercules. Denn hier liegt zu Füssen hingebreitet das ganze Eiland und ein Kosmos wunderbarer Schönheit. Und dies ist der Horizont, den hier das Auge umfasst: südwärts endloses Meer, nach West und Nord die Ponzainseln, die hochgegipfelte Ischia, das Eiland Vivara, die sanftgeneigte Procida, hinter ihnen traumhaft und weit die Berge von Gaeta und Terracina mit dem Cap der Circe, weiter die Bergpyramide des Misen,

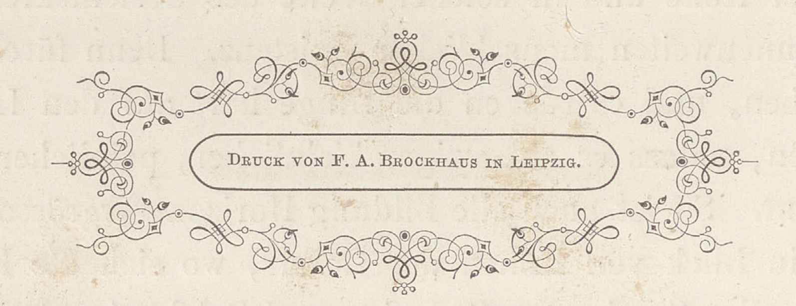


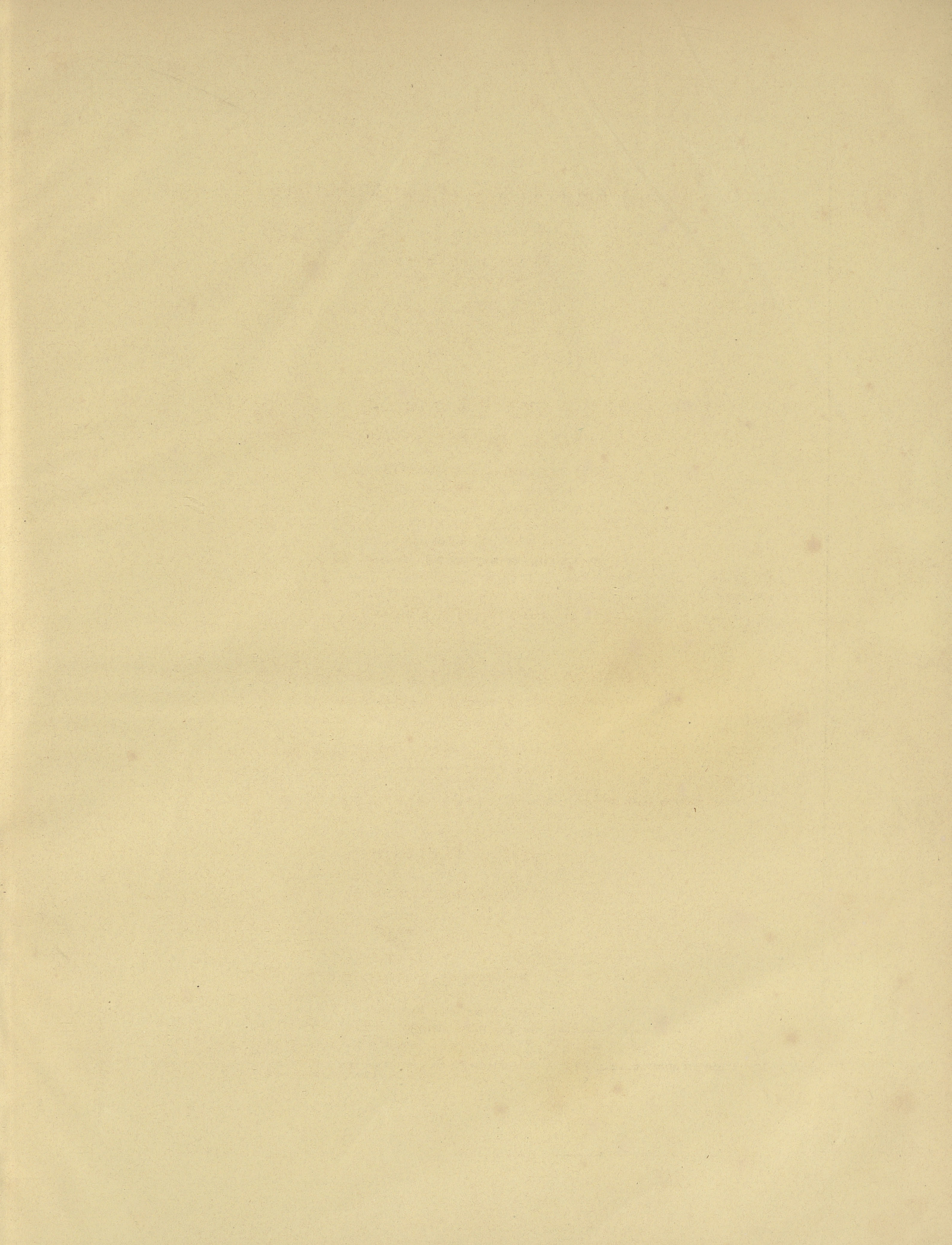
Am Arco naturale.

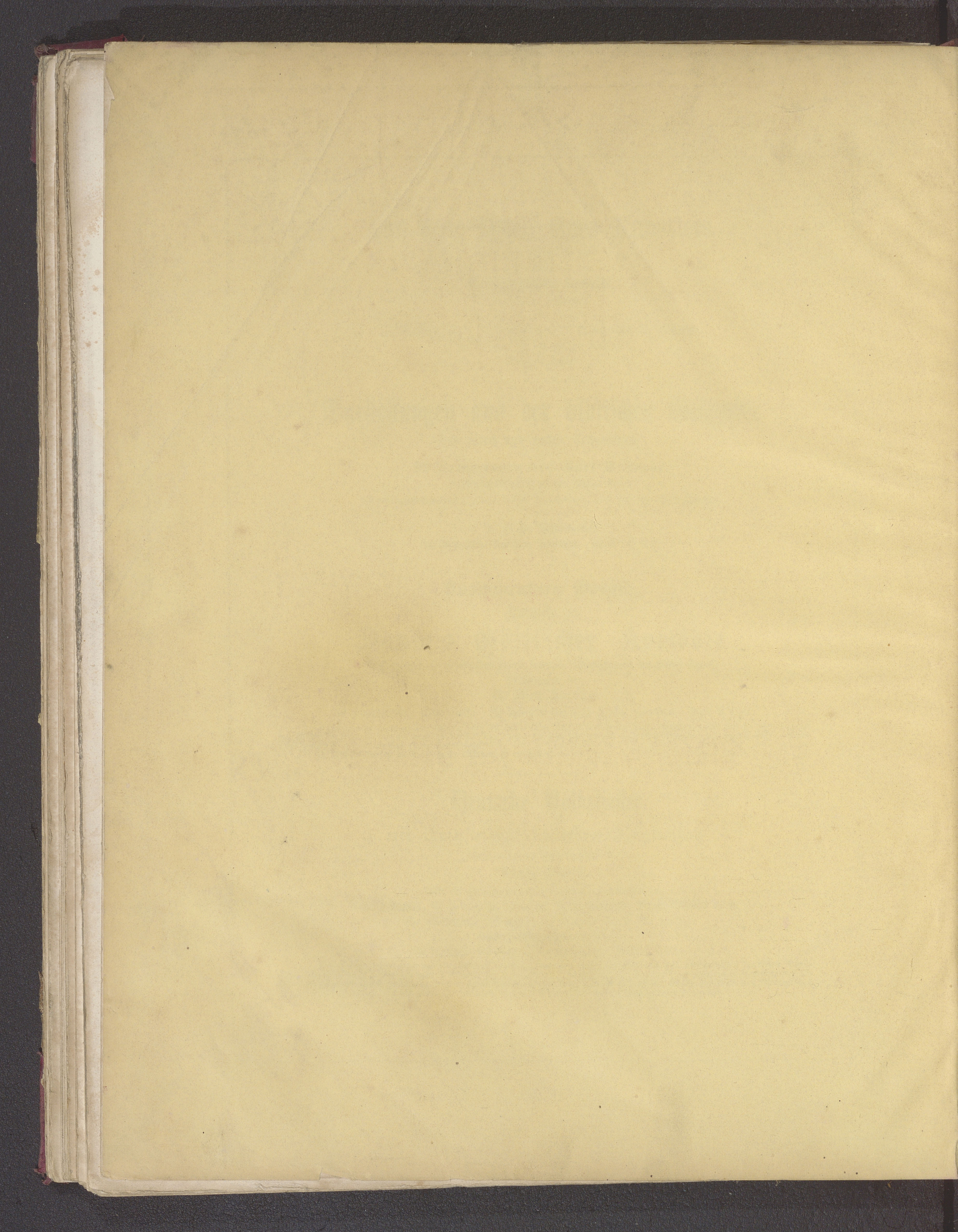
an deren Fuss Tiberius ermordet ward, die elyseischen Ufer und die der Kimmerier, die blauen Küsten von Bajä und von Puteoli, Cumä, mit dem Berge Gaurus und der Solfatara, das schlossgekrönte Eiland Nisita, der schlanke Posilip, die Spitze der Camaldoli, ferne Berge von Capua, dann das schimmernde Ufer von Neapel, ein langer Kranz von Städten bis nach Torre del Greco; der zweigegipfelte rauchende Vesuv über Pompeji, hinter ihm hervor die schönen Berge von Sarno und Nocera, vielgegliedert und reichgefaltet; ostwärts das braune, scharfgemeisselte Ufer von Massa mit dem Cap von Sorrento und dem der Minerva, dahinter der gigantische Berg Sant Angelo, weiter hinweg die sirenusischen Klippen und alles Uferbergland der Golfe von Amalfi und Salerno, endlich weit hinaus die bleichen fernen Berge von Calabrien, der Ufersaum von Pästum und Cap Licosa in Lucanien.

Auf solcher Höhe und in solcher Weite des Gesichtskreises fühlt man einmal auch Sonnenweiten menschlicher Existenz. Denn fürchterlich eng ist das Menschenleben, und es rücken die Dinge hart auf den Leib, welcherlei Namen sie haben, sodass es ein ewiger kleinlicher, peinlicher Kampf ist um grössern Horizont. So ist auch alle Bildung Horizontvergrösserung; ihr herrlichster Lohn ein Blick von Höhen der Cultur, wo sich die Künste und die Wissenschaften, alles Geschaute, Gedachte und Gelebte in göttlicher Ordnung, schön und weit zu einem kosmischen Ringe schliessen. Auf dem Gipfel des Solaro dachte ich an Humboldt. Ich glaube, um dessen Geist liegt die Welt so schön und klar gegliedert; und auch an Plinius dachte ich hier, den Humboldt der Römer, wie ich den Berg Misen und den Vesuv sah; und an Aristoteles, den wahrhaft kosmischen Geist und Ordner des menschlichen Wissens.

Doch wir, schon zufrieden, nur mit dem leiblichen Auge eine so grosse Ordnung der Natur einmal angeschaut zu haben, steigen jetzt herab; denn es sinkt die Sonne hinter Ischia. Schon glüht das weite Meer im Westen von dunklem Purpur, und der Fels von Ponza, der sich aus der Flut emporhebt, schön und fern, als läge er in einer andern Sphäre des Raums und des Lichts, ist ganz durchglüht und erschimmert in durchsichtigem Purpurbrande. Also lebe wol, du schönes Eremiteneiland Capri!


Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.





2

DRUCK VON F. A. BROCKHAUS IN LEIPZIG.